

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Ein Lustspiel.

Novellette aus dem amerikanischen Leben von C. Walter.

Richard Green hatte mit seiner Heirat, vom Standpunkte eines Yankee's aus, etwas unvorsichtig gehandelt. Eine Frau ohne Vermögen ist für einen Rechtsanwalt, dessen Ruf und Stellung noch nicht ganz gesichert, ein Luxus, den der echte Amerikaner sich erst dann gestattet, wenn er, für den Augenblick wenigstens, im Reichtume schwimmt.

Warum mußte aber auch Sir Richard gerade in dem

Augenblicke Tante Mabels Einladung annehmen, als sein Papa, ein biederer Gewürzkrämer im Innern des Landes, das Zeitliche segnete und seinen Sohn vaterseelenallein auf der Welt zurückließ. So lange Vater Green lebte, kümmerte sich Richard bloß um seine juristischen Studien. Nun ging es ihm plötzlich nahe, daß er bereits zweiunddreißig Jahre zähle, seine etwas spärlichen blonden Haare sogar eine entsetzende Glanzlosigkeit bloßlegten und ein merkliches Hinneigen zum Embonpoint andeutete, es sei mit der ersten Jugend schon vorbei. Diese Reflexionen führten zu einer weiteren.

„Richard, mein Junge, du mußt dir eine Frau suchen,“

sagte sich unser Rechtsanwalt, schnürte sein Bündel und vertraute sich dem Dampfswagen an, um Tante Mabel in New-York aufzufuchen. Vielleicht wußte die Tante Rat.

Ja, das wußte sie! Oder nein, eigentlich machte sich das von selbst. Richard sah sich im Hause der Tante plötzlich dem Quersfeuer sechs schöner Augenpaare preisgegeben die sämtlich kein anderes Ziel zu haben schienen, als den schüchternen Juristen zu eingehenden Studien über den Paragraphen des Ehevertrages zu drängen. Tante Mabel jedoch, eine kluge Frau, fand mit echt weiblichem Takte früher als Richard selbst heraus, daß ihr braunlockiges Töchterchen



Da lag dahin gestreckt
Ihr Sohn und der war tot,
Es spielt' auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenrot.

Die Wallfahrt nach Kevelaar.
Nach dem Gemälde von Carl Vos.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise
„Gelobt seist du Marie!“ (S. Heine.)

Ellen die meiste Chance beim Vetter vom Lande habe, und rückte diese unauffällig in den Vordergrund. Cousin Richard sprach tüchtig den „Beefsteak“ und „Café“ zu, die Ellen bereitete, er bewunderte die Weiße und Glätte der Wäsche, welche die Cousine für den lieben Gast eigenhändig gewaschen und geplättet, er wiegte sich in dem Schaukelstuhl, der sein Dasein Ellens fleißigen Händen verdankte. Aber Richard besaß auch eine schwache Seite, die dem Scharfblicke der guten Tante Mabel nicht entgangen war und an der ihre Zukunftspläne für „dear Ellen“ scheitern konnten — er haßte die schriftstellernden Frauen.

Unglückseliger Weise war gerade Ellen das Genie der Familie.

Da die Wohnung der in bescheidenen Verhältnissen lebenden Witwe kein Schreib- oder Bibliothekzimmer gestattete, etablierte sich Ellen so gut es ging in der Bodenkammer. Einige dorthin verbannte invalide Möbelstücke, große und kleine Kisten, setzten sie in stand, sich dortselbst ein „Dichterheim“ einzurichten. Von dem dreibeinigen Stuhle aus, den sie vor eine große Kiste gerückt hatte, genos sie durch die Dachluke die herrlichste Aussicht auf Häuserdächer und Kirchtürme und knupperte stillvergnügt am Federstiele, wenn ihr gerade nichts „Packendes“ einfallen wollte. Ein Theetopf außer Dienst beherbergte das Tintenfaß, während die Erzeugnisse ihrer Feder in der Wäschrolle Platz fanden. War eine Arbeit vollendet, was bei Ellens üppiger Phantasie nicht allzulange dauerte, so las sie diese der versammelten Familie vor, die mit der Autorin das wärmste Interesse für Held und Heldin teilte, es auch an Beifallsbezeugungen nicht fehlen ließ.

Davon durfte nun Cousin Richard nichts erfahren, und da er nie das Verlangen äußerte, beim Aufhängen der Wäsche behilflich zu sein oder die Stadt von der Dachluke aus zu betrachten, blieb ihm Ellens Dichterstube sowie ihr schriftstellerisches Talent ein Geheimnis.

Somit stand der Verbindung nichts im Wege. Ob es Ellen gelingen würde, Cousin Richard später zu bekehren und ihrem Talente Anerkennung zu verschaffen, beunruhigte Tante Mabel wenig. Der Charakter ihres Schwiegersohnes in spe sagte ihr zu, Ellen strebte ihren Absichten nicht entgegen — bei so günstigen Auspizien war es nicht zu verwundern, daß Richard und Ellen bald ein glückliches Paar wurden.

Zu Grunde genommen hatte Richard ganz gut gewählt. Ellens liebenswürdige Munterkeit war mehr wert als sentimentale Liebeständelei. In bescheidenen Verhältnissen erzogen, fiel es ihr nicht ein, sich als Frau den Arbeiten entziehen zu wollen, denen sie, im Vereine mit den Schwestern, im Hause der Mutter obgelegen. Ihre kleine, jedoch mit amerikanischem Komfort eingerichtete Wohnung wurde von ihr selbst in Ordnung gehalten, das Mittagessen von ihr selbst bereitet. Das Ehepaar befand sich dabei recht wohl; kehrte Richard von seiner Berufstätigkeit heim, so fand er Ruhe und Behaglichkeit und brauchte keine Klagen über nachlässige Diensthofen anzuhören.

In der ersten Zeit war die Dichterstube am Dachboden vergessen; ruhig und friedlich schlummerten die ungedruckten Manuskripte im untersten Fache des Wäschschrankes, diesem unantastbaren Heiligthume der Hausfrau.

Allmählich aber, besonders wenn Richard allzulange fern blieb, regte sich in Ellen wieder die Lust des dichterischen Schaffens, und einmal dem inneren Drange nachgegeben, bemächtigte er sich Ellens ganz und gar. Ehe sie überdenken konnte, was daraus werden sollte, lag wieder eine Arbeit vollendet vor ihr.

Diesmal war es ein Lustspiel.

„Soll ich es einreichen?“ flüsterte eine Stimme in ihr. Der Gedanke an Richard hielt sie davon zurück. Um nicht doch in Versuchung zu geraten, gab sich Ellen mit mehr Eifer denn je ihren häuslichen Pflichten hin.

Manchmal lenkte sie schelmisch das Gespräch in die gewünschte Richtung, immer aber hörte sie seitens ihres Gatten das abfällige Urteil über Frauen-Schriftstellerei. „Sie leiden alle an der ‚Dichteritis‘“, pflegte er achselzuckend zu sagen. Da wurde ihr Trost rege.

„Und ich thue es doch!“ beschloß sie, packte das Manuskript sorgsam ein und schrieb mit zierlicher Kundschrift die Adresse eines bekannten New-Yorker Theaterunternehmers darauf. Nach einem weitem Tag der Überlegung hatte der Posthalter seine Beute verschlungen.

War es Zufall oder Bestimmung? Nach langem vergeblichen Harren erhielt Frau Dr. Green die poste restante erbetene Mitteilung. Das Stück war nicht nur angenommen, sondern sollte sofort einstudiert und aufgeführt werden. Ellens Herz pochte vor Aufregung. Trotzdem sie ihrem Manne gegenüber das tiefste Stillschweigen beobachtet hatte, fürchtete sie jetzt, er könne aus ihren Augen die Wahrheit lesen. Furcht und Freude trieben sie unruhig im Hause umher. Sollte sie ihrem Manne alles gestehen? Sollte sie das Manuskript zurückziehen? Beides konnte und wollte sie nicht. So rückte der Tag der Aufführung immer näher heran.

„Frauchen“, sagte eines Morgens der Rechtsanwalt, „eine ernste Angelegenheit nimmt mich heute in Anspruch; ich werde wohl kaum zum Diner nach Hause kommen.“

Zum ersten Male empfand Ellen heimliche Freude über die angekündigte Abwesenheit ihres Mannes und nahm, nachdem sie ihm behilflich gewesen, den Überrock anzuziehen, mit schelmischen Worten Abschied von ihm.

„Du küßst mich ja nicht, Ellen?“ rief dieser vorwurfsvoll, umfaßte seine Frau und drückte einen Kuß auf die frisch geputzten Lippen. „Da — ich glaube, du bist sogar froh über

mein Wegbleiben! Ein Glück für dich, keinen eifersüchtigen Mann zu haben.“

Ellen lächelte verlegen.

Richard ergriff ein Bündel Akten, das er sich am Morgen bereit gelegt hatte, und verließ eilenden Schrittes das Haus. Von der Straße aus grüßte er nochmals Ellen, die ihm ihrer Gewohnheit gemäß nachgeschaut, und verschwand bald unter der Menge der Passanten. Ellen schloß das Fenster, ging an ihren Schreibtisch und zog aus einer Lade desselben ein Billet hervor, das ihr am Vortage zugestellt worden war, welches zu lesen sie jedoch noch nicht Zeit gefunden.

„Madame!“

Sie mußten den zweiten Akt schluss ändern! Die Rede der Königin ist unmöglich! das sonst treffliche Stück leidet darunter. Die letzte Scene darf nur fünf Minuten spielen. Morgen ist die Aufführung, um vier Uhr lasse ich das Stück holen.

Ihr ergebener

B., Direktor.“

Ellen zog das Manuskript hervor. Ein roter Strich bezeichnete die beanstandete Stelle.

„Andern, kürzen! aber wie?“ fragte sich Ellen und ging nachdenklich im Gemache hin und her. Dann zu ihren häuslichen Geschäften zurückkehrend, vergegenwärtigte sie sich den zweiten Akt und suchte nach einem passenden Schluß. Sie war eben damit im klaren und wollte an die Arbeit gehen, als am Telephon ein Zeichen gegeben wurde. „Habe meinen Plan geändert, ich komme zum Diner und zwar früher als gewöhnlich!“ erklang die Stimme ihres Gatten durch den Fernsprecher.

Mechanisch gab Ellen die Antwort: „Es soll alles rechtzeitig bereit sein.“

Die kleine Frau war reizend in ihrer Verwirrung. Glühendes Rot bedeckte die Wangen, sie sah trotz ihrem einfachen Hauskleide einer erschrockenen Diana nicht unähnlich.

„Das kann gut werden!“ stammelte sie nach einer kleinen Pause, während der sie mit verchränkten Armen ratlos da stand. „Kochen und Dichten! Entweder versetze und verbrenne ich den Pudding und Richard grollt, oder ich überreile meinen Akt schluss und die Komödie fällt durch!“ Aber nur einen Augenblick lang wahrte die Verzagttheit der Frau Dr. Green. Bald brannte ein lustiges Feuer im Herde, und während Ellen Späne zuwarf, zählten die graziösen Finger unermüdet die endlosen Jamben, welche halblaut den hübschen Frauenlippen entquollen.

„Wenn mich der Direktor sähe!“ lachte Ellen, ihre braunen Locken schüttelnd wie ein mutwilliges Kind. „Der glaubt sicher, eine lange, spindeldünne alte Jungfer sitze mit Augengläsern und Schnupftabakdose am Schreibtische und brüte über den Akt schluss. So, nun rasch das Fleisch in den Topf und Gott befohlen, der Pegasus ruft! Am Ende hat der Direktor recht, wenn es der Königin Ernst ist mit der Verbannung ihres Kavaliere, so muß ihre Rede kurz und bündig sein.“

Ellen verließ die Küche und trat in das gemeinsame Wohnzimmer ein. Dann schob sie einen Fauteuil vor den Schreibtisch, warf einen prüfenden Blick auf die Pendule, setzte sich zurecht und rief sich die Jamben ins Gedächtnis zurück. Sie suchte eben darin ihren Stolz, das Lustspiel in Versen und doch der jetzigen Geschmacksrichtung entsprechend zu schreiben. Hastig flog die Feder übers Papier, das Köpfchen sank immer tiefer, so daß die Vermutung nahe lag, das Näschen werde in allzunähe Berührung mit den noch feuchten Schriftzügen kommen. Im Gemache herrschte vollkommene Stille; nur hier und da hörte man das Geräusch der Feder oder das Knistern des Küchenfeuers, da Frau Dr. Green die Thüre offen gelassen hatte, um bei etwaigem Überfochen der Fleischbrühe Einhalt thun zu können.

Da ertönte markerzhütternd das Geklingel des Zimmer-telegraphen in die lautlose Stille und schnell wie der Blitz flogen das Manuskript sowie die herumliegenden Papiere in den Schreibtisch.

Ellen eilte hinaus, um zu öffnen, ergriff aber beim Durchschreiten der Küche noch rasch einen Kochlöffel, um recht hausmütterlich vor ihrem Herrn und Gebieter zu erscheinen. Sie kam sich vor wie ein ertapptes Schulkind, auch pochte ihr Herz gewaltig.

Ein zweiter Druck am Telegraphen trieb sie zur Eile. Sie öffnete: es war nicht der gefürchtete Gatte, sondern ein allerliebster schmieglicher Junge, der nach dem Manuskript fragte.

Schleichter Herzen schob die junge Frau dem Burtschen ein Stück Kuchen in die Hand und ließ ihn warten. Während der Kleine heißhungrig das willkommene Frühstück verspeiste, hatten Königin und Ritter endgültig Abschied genommen. Ellen drückte krampfhaft das Löschblatt auf den vollgeschriebenen Bogen, dem Jungen ein Trinkgeld in die Hand und kehrte, glücklich über die vollendete Arbeit, mit doppelter Aufmerksamkeit zu den Kochtöpfen zurück.

Noch einmal spielte der Telegraph. Der Direktor sandte der Verfasserin eine Loge zur Premiere.

Das war eine neue Verlegenheit. Wie sollte sie Richard überreden, das Theater zu besuchen? sie kannte seine Abneigung dagegen.

Ja, so mußte es gehen! Richard hatte ein ziemlich schlechtes Gedächtnis für Geburts- und Namenstage — wie, wenn sie ihren Geburtstag unterschob und etwas von einer kleinen Aufmerksamkeit der Mama fallen ließ; das klang jedenfalls glaubwürdig!

Ellens Geduld wurde indeß auf eine harte Probe gestellt. Richard kam in übelster Laune nach Hause. Vergeblich

suchte seine Frau ein Gespräch einzuleiten, sie wurde jedesmal mit einem brummigen „Humbug!“ zum Rückzuge veranlaßt. Noch hoffte sie auf den Pudding, denn seinem Leibergerichte widerstand Richard selten.

Sie täuschte sich insofern nicht, als ihr Gatte sich wenigstens zur Erklärung seiner Mißlaune herbeiließ.

„Endlich eine cause célèbre, wie ich sie seit Jahren ersehne!“ rief er, den Teller von sich schiebend, mit unterdrücktem Arger heraus. „Ein Prozeß, der meinen Ruf mit einem Schläge begründen muß!“

„Und darüber bist du ärgerlich? Ich verstehe dich nicht, Richard“, warf Ellen ein, indem sie besänftigend die Hand ihres Gatten drückte.

„Diese ‚Aktenschwindler‘ haben aber meinem Klienten so total die Federn ausgerupft, daß er nicht einmal lumpige zweitausend Dollars Kaution erlegen kann, um auf freiem Fuße zu bleiben. Nun soll ich's an seiner Statt thun, sonst sucht er sich einen andern Advokaten. Bleibt er in Untersuchungshaft, so kann ich nicht so ungehindert mit ihm verkehren, nicht halb das Material zu diesem Sensationsprozeß sammeln! Einer der reichsten Öskönige von Pennsylvanien durch diese Schwindler an den Bettelstab gebracht! Berrückt könnte man werden!“

„Du hast ja Freunde“, meinte Ellen schüchtern.

„Freunde? Humbug! ich suche deren schon vier auf. Die Gesellschaft beherrscht die Börse, sie ist zu mächtig, niemand wagt es, ihr unredliches Gebahren aufzudecken. Sie haben mich alle mit Ausflüchten abgewiesen!“ Richard saß, den Kopf in die Hände gestützt da und grübelte. Ellen räumte stillschweigend die Reste der Mahlzeit weg. Wo waren ihre Hoffnungen geblieben? Konnte sie in dieser Stimmung Richard zu einem Besuche des Theaters bereden? Und doch, wenn sie reussierte, war damit nicht auch die Möglichkeit geboten, den Wunsch ihres Mannes zu erfüllen?

Wleierich schlichen die Nachmittagsstunden hin. Richards Mutlosigkeit betäubte Ellen, und so oft sie, von ihrer Handarbeit aufblickend, seine sorgenvollen Züge prüfte, stahlen sich Thränen in ihre Augen. Wohl blätterte er in den Zeitungen, aber selbst der unbefangenste Beobachter würde erraten haben, daß seine Gedanken weitab schweiften und eine mit Mühe verhaltene Aufregung sich seiner bemächtigt habe. Auch die Cigarre, die er wiederholt in Brand gesteckt, hatte er längst weggeworfen.

„Vielleicht morgen!“ dachte Ellen, als sich Richard anschickte, seinen Klub aufzusuchen und ihr ein kurzes „Good night!“ zurief.

Die Nachtruhe schien wirklich günstig auf Richards Nerven gewirkt zu haben, denn als Ellen beim Frühstück das Märchen vom Geburtstage vorbrachte und ihn um seine Begleitung ins Theater bat, ging er bereitwilligst auf ihren Wunsch ein. Noch blieb ihm ja der ganze Tag, um im Interesse seines Klienten Umschau zu halten.

Allein zurückgeblieben, hafteten Ellens Blicke am Theaterzettel, welcher schon in früher Morgenstunde ins Haus gebracht worden war und in Lapidarschrift die erste Aufführung von „Königin Blanche, Lustspiel in 4 Akten von Ellen G. . . .“ anzeigte.

Weder die Mama noch die Schwestern ahnten, wer die Verfasserin sei. In ihrer Unruhe eilte Ellen zu ihnen und beredete sie, das Theater zu besuchen. Auch hier gelang es ihr über Erwarten. Den Rest des Tages brachte sie, die Mittagsstunde abgerechnet, allein zu. Es war ihr dies willkommen; nur mit Mühe unterließ sie ihren Mann bei Tisch, sie hatte zu ihrem Bedauern erfahren, daß er abermals vergebliche Schritte gethan, um seinem Klienten die nötige Summe zu beschaffen.

Je näher die Stunde der Aufführung herankam, desto mehr stieg Ellens Aufregung; in sorgfältigster Toilette erwartete sie ihren Gemahl, der sie kurz vor Beginn der Vorstellung abholte. Der Vorhang ging in die Höhe, Ellen lehnte stumm und bleich an der Logenbrüstung. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte sie Gesten und Mienenpiel der Schauspieler, lauschte sie den feinsten Nuancierungen des gesprochenen Wortes. Der Genius der dramatischen Kunst war über diese junge unerfahrene Frau gekommen und mit ihm das tiefste Verständnis für die Darstellung. Ein unwichtig betontes Wort ließ sie für den Erfolg bangen.

Endlich fiel der Vorhang nach dem ersten Akt schluss. Lauter Applaus veranlaßte dessen abermaliges Emporziehen; als die Schauspieler erschienen, brach ein Beifallssturm los, der sich von Akt zu Akt steigerte. Der Ruf nach dem Autor wurde immer lauter, immer dringender. Ellen, vom Erfolge berauscht, ihrer selbst kaum mächtig, erhob sich beim Schluß der Vorstellung von ihrem Sitze, ihre kleine Hand winkte Grüße, ihre Augen standen in Thränen. . . .

Der Ovation, die ihr nun seitens des Publikums wurde, war sie aber nicht gewachsen, halb ohnmächtig sank sie in Richards Arme. . . . Als sie wieder zu sich kam, fuhren sie durch die beleuchteten Straßen ihrer Wohnung zu. Richards bleiches Gesicht war abgewandt, er hatte keine Antwort für den leisen Händedruck, mit dem Ellen seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchte. Zu Hause angelangt, bot er ihr den Arm, führte sie schweigend in ihr Zimmer und wollte sich entfernen, als ihn Ellens bittender Blick traf und den grollenden Sturm heraufbeschwor.

„Meinen Namen hast du dem Gelächter und Gespötte der Menge preisgegeben, hast dich zur Beute rückichtsloser Kritiker und zudringlicher Journalisten herabgewürdigt!“ rief Richard in höchster Erregung, Ellen am Arme fassend. . . .

„Weißt du nicht, daß ich dieses eine nie, nie verzeihen kann? Du hast mir deine Hand gereicht und gewußt, wie ich denke, heuchelnd hast du dich in mein Ver-

trauen gestohlen, nur Liebe, nur Unschuld las ich in denen Augen, indes deine Feder, getaucht in das Gift der Leidenschaft, in fremden Gefühlen zu schwelgen verstand. Ha, vielleicht hast du selbst schon all die berückenden Worte einem andern gesagt, vielleicht selbst schon die „liebedürstende Königin Blanche“, gespielt, zu deren Füßen ein schmachtender Ritter ins Knie gesunken, ein Ritter, der sich besser auf Liebesworte verstand als dein Gatte!“ Richard hielt inne. Blaf und verstört stand Ellen vor ihm, sie vermochte nicht zu antworten, nur entsetzt wehrte sie mit der Hand dem Schwall der Worte, die verheerend hereinbrachen, um ihr kurzes Glück zu überfluten.

„Richard,“ flüsterte sie endlich, nach Fassung ringend, „es war mächtiger als mein Wille, und wenn du mir es verbötest, ich müßte — ich müßte schreiben!“

Dabei streckte sie flehend die Hände nach ihrem Gatten aus, der regungslos, den Rücken gegen das Fenster gelehnt, da stand.

„Du müßtest?“ höhnte er mit verbissenem Ingrimm. „Nun wohl, so muß auch ich. Du bist mein Weib nicht mehr, morgen kehrt du heim in das Haus deiner Mutter!“ Ehe noch Ellen eine Erwiderung fand, hatte Richard seinen Hut ergriffen und war davongeeilt.

Schluchzend sank die arme junge Frau auf einen Sessel. Teuer, furchtbar teuer mußte sie den kurzen Triumph ihres Genies bezahlen! Sie sah jetzt nur zu klar, Richard war im Rechte, sie hatte sein Vertrauen getäuscht, seinen Namen preisgegeben. Dieser Gedanke verfolgte sie, als sie endlich Ruhe suchte, und verschlechte den Schlummer von ihrem Lager.

Der erste Besuch, der am nächsten Morgen im Hause des Dr. Green vorprach, war Direktor B. Ellen trat ihm mit Fassung entgegen und dankte nur leicht hin für seine Glückwünsche. Der gute dicke Mann verlor über ihren Gleichmut fast den Faden der wohl einstudierten Rede. Zweck seines Besuches war, der Verfasserin das Stück möglichst billig abzukaufen. Auch das schlug ihm fehl.

Ellen befand sich in einem überreizten Gemütszustand; sie sah nur mehr eine Seite, die auszubeuten war und bewies sich darin als echte Amerikanerin. Ihr Mann brauchte Geld, sie wollte also ihren Erfolg ausnützen. Sie durchschaute den Direktor und wußte, daß er sie benachteiligen wolle, dadurch war sie im Vorteil.

Ein Angebot nach dem andern wurde gestellt und abgewiesen.

„Zehntausend Dollars, Sir, mit dem Ausführungsrechte für ganz Amerika!“ wiederholte Ellen kaltblütig mit einem Zeitungsblatte spielend.

„Ich kalkuliere, das ist viel zu viel! Mrs. Green,“ stammelte der Direktor, sich die Schweißtropfen von der Stirne wischend. „Hätte nie geglaubt, daß es sich so verteuert schwer mit einer Lady verhandeln ließe.“

Um Ellens Mund spielte ein Lächeln. „Konveniert Ihnen dies nicht, so zahlen Sie mir zweitausend Dollars Entschädigung für die Premiere und ich nehme mein Stück zurück.“

„Aber Mrs. Green, es ist doch keine Oper.“
„Nein, ein Lustspiel, das einen Erfolg ersten Ranges davongetragen. Sie sehen, ich bin gut informiert.“ Ellen deutete auf einen Pack Blätter, die am Tische lagen. „Die Zeitungen erheben es himmelhoch. Sie können ein Vermögen daran verdienen, Sir!“

Der Direktor rückte unruhig im Sessel hin und her. „Darned!“ brummte er, „die Kleine läßt sich keinen Sand in die Augen streuen. Ja, es war ein Erfolg,“ sagte er laut, „ein großer sogar, ich will es nicht läugnen. Und Sie haben wirklich noch keinen Verleger?“

Ellen machte Miene, die Unterhandlung abzubrechen. „Bleiben Sie doch, Mrs. Green! Wahrhaftig Sie haben den Teufel im Ich kalkuliere, ich bezahle Ihnen achtausend Dollars.“

„Die ‚Zehn‘ wollen Sie sagen, verbesserte Ellen nachdrücklich.“

„Nun ja, meinetswegen! Da ist Papier und Stift, schreiben Sie, aber alleiniges Ausführungsrecht“

„Für Amerika,“ fiel Ellen ein.

Als Ellen dem Direktor ihre Rechte schriftlich übertragen hatte, schrieb dieser eine Anweisung an die Bank.

Ellen nahm prüfend das Papier in Empfang und verabschiedete höflich den schweißstriefenden Direktor.

Als sie sich wieder allein sah, schob sie die Anweisung triumphierend in die Tasche ihres Kleides.

„Nun ist Richard reich genug, den Prozeß zu führen, seiner Berühmtheit steht nichts mehr im Wege Jetzt mag er sich scheiden lassen, der Undankbare! Er soll doch mir und meinem Talente sein Glück verdanken.“

Frau Dr. Green kleidete sich zum Ausgehen an und verließ fast in fröhlicher Stimmung das Haus, in dem sie sich noch wenige Stunden zuvor so unglücklich gefühlt.

Die auf der Straße verlebten Nachtstunden brachten auch Richard mehr Ruhe und Überlegung. Er wollte zu Ellen zurückkehren und ihr nochmals eine Alternative stellen, sie sollte selbst wählen! Die Nachtwache, das Herumschlendern in den Straßen aber hatten ihn so geschwächt, daß er, eine Ohnmachtsanwandlung befürchtend, in das nächstgelegene Kaffeehaus eintrat, um etwas Stärkendes zu sich zu nehmen. Während er sein Frühstück verzehrte, legte der Kellner die Zeitungen auf den Tisch. Er griff darnach, blätterte, suchte, stieß aber, als er gefunden, das Blatt beiseite. Auf die Tischplatte trommelnd, als wären sie mit Kalbleder überspannt und er Tambourmajor, saß er da und stierte vor sich hin. Das Kaffeehaus füllte sich. Man sprach und sprach nur von

„Königin Blanche“, von der jungen, schönen Autorin, die sich in der Loge gezeigt. Richard ergriff wieder die Zeitungen, diesmal verschlang er alle Berichte, dann zahlte er und ging. Die widerstreitendsten Gefühle bewegten seine Brust. Er sagte sich mit Selbstbewußtsein und Stolz, es ist deine Frau, von der heute ganz New-York mit Lob und Anerkennung spricht . . . „Humbug! ich lasse mich doch von ihr scheiden!“

Er war dessen doch nicht ganz sicher, denn ehe er Ellen aufsuchte, wollte er nochmals bei einem Freunde des Geldes wegen anknöpfen.

Dasselbe Achselzucken empfing ihn.
„Nun zu ihr,“ dachte er, durch dieses abermalige Fehlschlagen nicht heiterer gestimmt.

Er stand eine Weile still, ehe er an den Telegraphen drückte. Schriß ertönte das Zeichen.

Niemand öffnete.

Richard griff in die Tasche; er hatte ja seinen eigenen Schlüssel. Er trat ein, die Wohnung war in gewohnter Ordnung, nur seine Frau nicht zu sehen. „Vielleicht schlummert sie noch, sie hatte so viel Aufregung gestern, die Armut,“ dachte er. Leise öffnete er die Thüre des Schlafgemachs — leer. Wo war Ellen?

Ein fürchterlicher Gedanke durchzuckte ihn, wenn sie auf seine Drohung hin sich ein Leid angethan hätte? Er stürzte die Treppe hinunter und fragte den Hausdiener, der unten Stiefel reinigte, ob er vielleicht seine Frau gesehen habe?

Es ward ihm bejahende Antwort.
Ob Madame recht traurig ausgehien?

„Ganz und gar nicht, sie hat sogar gelächelt,“ war die freundliche, obgleich etwas erstaunte Erwiderung. Dann nahm der Mann seine Arbeit wieder auf, sich emsig um die Spiegelfläche der diversen Stiefel bekümmern.

„Ich Thor,“ murmelte Richard, „ich befürchte einen Selbstmord und Madame begiebt sich zu einem Rendezvous, zu einem Stelldichlein, welches ihr einer der Vielen gegeben, denen sie gestern zugelächelt!“ Dabei stieg der gequälte Gatte wieder die Treppe hinauf in seine Wohnung und warf sich dort auf den ersten Stuhl, der ihm nahe stand.

Ungefähr eine halbe Stunde mochte er brütend dagehessen sein, als jemand an die äußere Thüre klopfte. Richard sprang auf und öffnete. Ein Gerichtskanzlist stand vor ihm. Abermals erfaßte ihn die tödlichste Angst. „Wenn sich Ellen doch ein Leid angethan hätte!“

„Ich soll hier die Quittung für die bei Gericht deponierte Summe von zweitausend Dollar abgeben!“

„Ihr seid wohl an der unrichtigen Adresse. Wer soll die Summe deponiert haben?“ fragte Richard ungeduldig.

„Frau Dr. Ellen Green, im Auftrage ihres Mannes, des Verteidigers,“ antwortete der Kanzlist, einen Blick auf die Quittung werfend.

Richard ließ den Mann nicht aussprechen. Ihn die Quittung entreißen und die Thür zuschlagen war eins. Nun fiel ein Schleier von seinen Augen. Ellen war ausgegangen, um das Geld für ihn aufzutreiben, für ihn sorgte sie, und er, er wollte sich von ihr scheiden lassen!

Während er mit sich zu Räte ging, was nun zu thun sei, öffnete sich die Thüre abermals und Ellen trat ein. Sie stieß einen kleinen erschreckten Schrei aus, als sie ihren Mann erblickte.

Dieser aber stürzte auf sie zu, faßte ihre Hände und rief: „Es ist alles Humbug, Ellen, aber du hast das beste Herz, das mir je vorgekommen und das größte Talent, ich aber bin . . .“

„Mein einzig lieber Mann, Richard! nur schilt mir nicht mehr auf das ‚Dichten‘, denn es hat uns reich gemacht!“ Damit zog Ellen die achtausend Dollar hervor, die ihr noch geblieben waren und breitete sie vor Richard am Tische aus.

Dieser aber hatte nur Augen für die in ihrer Erregung doppelt schöne Frau und schloß sie reumütig und beglückt in seine Arme.

Eine für Alle!

Trinkspruch auf die Damen von Richard Schmidt-Cabanis.

Einem Himmel nur eignet die Sonne —
Wer will es wenden?!
Doch aber darf sie Leben und Sonne
Allen uns spenden! —
Mag alle Anmut der holdesten Frau
Einem gehören:
Daß ich auch mein Herz gesund d'ran schau:
Keiner tann's wehren!

Sing' ich ein Lied beim fröhlichen Wandern:
Eine nur preist es;
Aber, versteht sich, all' auch den andern
Widm' ich im Geist es!
Singt es nur weiter, wem's wohlgefällt —
Jeder der Seinen:
Flugs alle Mädel in aller Welt —
Sind's nicht die meinen?!

Ob in den Arm ich die Eine — die Feine
Innig mag schließen:
Gilt doch — nun sagt, ob ich's treu nicht meine? —
Jeder mein Grüßen;
Wie sich's fügt bei des Reims Erguß —
Beim Liederhalle,
Ist's bei der Lieb' auch: in Einem Kuß
Küss' ich sie Alle!

Voller stets schäumt mir der Becher, und reiner
Scheint's, daß er klinge,
Wenn von den Schönen immer nur Einer
Dar ich ihn bringe;
Frisch drum, Ihr Freunde, folgt meiner Spur:
Leeret die Keltche,
Jeder natürlich auf Eine nur — —
Fragt nicht erst: Welche!

Der Froschprinz.

Novellette von M. Rosetti.

Er war klein, hatte ein kreideweißes Gesicht, auf den Backen ziegelrote Flecke, keine Augenbrauen, und einen kahlen Kopf, auf dessen Spitze nur ein paar ziegelrote Haarbüschel emporstanden. Von seiner Gestalt konnte man eigentlich nicht reden, da er stets in ein faltenreiches, lächerliches, meist froschgrünes Gewand gekleidet war; aber jedenfalls mußte dieser kleine Mann auch formlos sein, denn er wackelte einher, als hätte er Säbelbeine. Er krähte mehr, als er sprach. Seine Aufgabe bestand darin, daß er von den Kollegen Fußtritte auf alle Teile seines Körpers hinzunehmen und bei jedem derselben in der lächerlichsten Stellung der Welt auf den Boden hinzuschlagen hatte: bald auf die Nase, bald auf den Rücken. Und darüber lachte das Publikum, das große wie das kleine, so schallend, daß man es gar nicht beachtete, wie der groteske Mensch mitunter auch recht erstaunliche Turnerstücke ausführte, die von Riesenkraft und Riesenfähigkeit zeugten. Er war so lächerlich, so unförmlich, so bemalt, so dumm und so sehr Spielball, daß man selbst über das Gute lachte wie über einen schlechten Witz und Mr. Frog's Mission wirklich darin zu bestehen schien, häßlich, dumm, geprügelt, verlacht, plump und verrenkt zu sein. Die Direktoren der café chantants oder der Cirkusse, bei denen er engagiert war, pflegten zu sagen: „Mr. Frog ist der spaßigste, lächerlichste und dümmste Clown, der jemals gelebt hat.“ Und das war ein großes Lob!

Mr. Frog! Hieß er eigentlich so? Kein Mensch wußte das oder kümmerte sich darum. Aber wenn er so in seinem weitaftigen, froschgrünen Gewande täppisch herausgehüpft kam auf die Bühne oder in die Mandge und das käseweiße Gesicht mit den ziegelroten Backen und dem bis an die Ohren gemalten Munde sein Gequak hören ließ, dann konnte man ihn nicht anders nennen, als Frosch, und so war plötzlich der Name entstanden und er hieß abwechselnd „Mr. Frog“ oder der dumme „Frosch“, je nach dem Lande, dem Publikum oder dem Orte, wo er „arbeitete“; sein wirklicher Name ward darüber vergessen, wenn er wirklich je einen andern gehabt hatte. Die Direktoren engagierten ihn als Herrn Frosch, die Agenten unterhandelten mit ihm als Herrn Frosch, die Affichen nannten ihn Herrn Frosch und das Publikum zerkugelte sich vor Lachen über die Täppigkeit und Häßlichkeit seines Frosch.

Wie alt er war? Wer wußte das außerhalb der Mandge oder wer kümmerte sich darum? Er konnte 50 Jahre alt sein, und er konnte 100 Jahre alt sein, und er konnte ein Knabe von zehn Jahren sein. Wie kann man das Alter eines kreideweißten, kleinen, gestaltlosen Menschen erraten, dessen Mund von einem Ohre bis zum andern reicht und auf dessen Kahlkopf ziegelrote Wolle wächst?

Der Frosch war der Frosch, und wenn er auf die Nase fiel, so lachte das Publikum, und er erhielt seine Fußtritte, und krähte und purzelte und quakte und gaderte, und weiter kümmerte sich niemand um ihn und kein Mensch nahm ihn ernst.

Ernst nehmen konnte man nur so „schöne Leute“, so „prächtige“ Künstler, wie etwa den Athleten Charles Ernest mit seiner Hünengestalt und seinen herkulischen Gliedern, oder wie den indischen Jongleur Jammy, oder die feenhaften, schönen Trapezgeschwister sisters Vaidis, oder die reizend schöne Reiterin Emma Ciniselli, oder den blühendstolzen spanischen Taschenspieler Montenero: die alle konnte man bezubeln, bewundern, lieben, umwerben, erheben, bekränzen, nicht aber den Frosch! den Spaßmacher, das kleine Ungeheuer.

Von irgend einem beliebigen Orpheum kam der Frosch dann zu einem Cirkus. Der Cirkus war elegant und reich, denn es führte ihn eine vornehme Dame; Madame Kossi hieß sie. Sie war noch in dem Alter, wo man schön ist, und sie war unverheiratet und die seltsamsten Dinge erzählte man sich über sie. Wie war es auch anders möglich? Führte sie doch einen Cirkus als vornehme Dame; sie war eine Gräfin, wie man sagte. Aber wenn sie eine Gräfin war, warum führte sie denn einen Cirkus? Weil sie die Pferde liebte, sagten einige. Das war aber eine teure Pferdehaberei! Hatte sie denn Geld? Gewiß! Sie mußte wohl enorm reich sein. Sie hatte nie Schulden und den herrlichsten Marziall der Welt.

Es war selbstredend, daß sich um diese schöne, stolze, excentrische, vornehme Dame, welche „aus Passion“ Cirkus-Directrice war, eine förmliche Legende bildete. Man erzählte sich, sie sei die Tochter eines italienischen Prinzen, der sie zwar nicht anerkannt, ihr aber sein ganzes Privatvermögen hinterlassen habe. Dem jungen, schönen, unabhängigen Mädchen fehlte es nicht an Liebhabern und Freiern, aber ihre einzigen Leidenschaften waren die Freiheit, war das Reiten. Und auch der Stolz war ein Erbteil von ihrem hohen Vater; das souveräne Blut in ihr hätte es nicht

ertragen können, sich einem einfachen Adelligen als ihrem Herrn und Gatten zu neigen. Der Reitpassion gab sie sich hin mit Leib und Seele.

Sie durchzog die Welt mit einem Marstall der herrlichsten Pferde und einem Personal der besten Künstler; sie sah die Vorbeerhaine des Südens und die Fjorde des Nordens wie Wandelbilder an sich vorüberziehen, war selber eine prächtige, vielumworbene Reiterin und lebte so ihr unstätes, geheimnisvoll einsames Leben fort. War sie ein rücksichtsloses Weib, das für ihr Herz täglich Abwechslung suchte und dabei frei bleiben wollte? Trug sie ein tiefes Leid in ihrem Herzen, das sie mit dem Lärm und der wilden Reitlust überläuten wollte? Niemand mußte es. In ihrem knappen, dunklen Reitkleide, den Männerhut auf dem schönen, stolzgebauten Haupte, eine wellgenorbene Kose an der Brust, war sie eben so geheimnisvoll wie eine Nixe.

Wer mochte das Rätsel lösen?

* * *

Für den Circus dieser Madame Rossi war nun der „Frosch“ engagiert und war da mehr Frosch als je.

Der Circus befand sich zu jener Zeit in einem kleinen Landstädtchen Böhmens und lag außerhalb desselben auf einer großen Wiese, die bei Tag sehr einsam war, wenn auch des Abends alle Welt in die Schaubude strömte.

Es war eine sonnenstille, schläfrige Nachmittagsstunde. Die meisten Kinder der Circusleute tummelten sich weitab in den Wiesenrändern. Von den Männern waren fast alle im Gasthause, der am Anfange des Städtchens lag und in dessen Stalle die Pferde eingestellt waren, und spielten da Karten oder lungerten im großen Gastzimmer umher, „um bei den Gästen Reklame zu machen für die Abendvorstellung“. Die Frauen der Truppe saßen in den großen Reisewagen und flikten Wäsche oder putzten ihre Tanzröckchen mit Flittern und Kunstblumen oder nähten Kostüme für die Männer. Denn Reiterinnen können alles, Stricken ausgenommen. Noch nie hat ein lebendes Wesen eine Kunsttreiterin stridend gesehen. Der Circus selber lag still da mit seinen Leinwandwänden und der ruhig herabhängenden weiß und roten Fahne. Im Schatten des Einganges, am Kaffeentische, saß ein schönes, junges, blondes Mädchen, die „Sylphide“ der Gesellschaft, und las den beiden Kleinsten des Clowns Agostino aus einem alten Märchenbuche vor. Mademoiselle Jeannette war ein stilles, ruhiges, ernstes Mädchen. Auf dem Pferde leicht, grazios, dezent, im Leben einfach und natürlich. Sie hatte eine elegante Gestalt, ein liebliches, freundliches Gesichtchen und schimmerndes blondes Haar. Das Publikum vergötterte sie und alle Männer waren verliebt in sie, aber sie war ein braves und anständiges Mädchen.

Vor dem Eingange saß der Frosch und putzte das Sattelzeug seines Pferdes, auf welchem er den „betrunkenen“ Bauer darzustellen pflegte. Er war „im Civil“ gar nicht froshartig, sondern zart gebaut, zierlich, und hatte doch Muskeln von Stahl, ein hübsches, geschiedtes Gesicht, dunkelblondes Haar und ein fettes Schnurrbartchen über den weißesten Zähnen. Und wie er arbeitete, horchte er auf das Märchen, das Mademoiselle Jeannette den Kindern des Clowns vorlas: „Die Prinzessin aber spielte eines Tages mit einem goldenen Ball am Rande eines Gartenbrunnens, und der Ball fiel ihr dabei ins Wasser. Wie sie nun darüber jammerte, kam ein häßlicher, unförmlicher Frosch auf sie zugehüpft und quakte. „Ich will dir den Ball aus dem Wasser holen, aber du mußt mich dafür heiraten.“ Die Prinzessin lachte und sagte „Ja!“ denn das konnte von einem so häßlichen Frosch doch nur ein Spaß sein. Der brachte ihr nun den Ball aus dem Wasser und patzte davon. Als aber die königliche Familie bei der Mittagstafel saß, da patzte es die Treppe herauf und der Frosch kam und hielt bei dem Könige um die Hand der Prinzessin an. Der König sagte zu seiner Tochter: „Hast du dem Frosche versprochen, seine Frau zu werden, so mußt du dein Wort halten, obwohl ich lieber einen anderen Schwiegersohn gehabt hätte.“ Die Prinzessin meinte, umsinken zu müssen vor Schreck und Ekel vor dem abscheulichen, klebrigen Tiere, aber es half nichts, sie mußte seine Frau werden. Als sie nun nach der Hochzeit in ihr Kämmerlein trat, da fing die Prinzessin bitterlich zu weinen an, so daß der Frosch ganz traurig wurde und sagte: „Ich sehe schon, du ekelst dich vor mir. So will ich denn fortgehen und dich von mir befreien. Er sagte das aber so beweglich, daß er der Prinzessin leid that. Sie überwand ihren Ekel und sagte: „Das ist schön von dir, lieber Frosch, und ich will dir auch zum Abschied einen Kuß geben.“ So küßte sie ihn. Wie das aber geschehen war, erscholl ein Donnerschlag und die häßliche Froschhülle fiel ab, und vor ihr stand ein wunderschöner Prinz, so schön, wie sie noch keinen gesehen. Er war von einer bösen Fee verzaubert worden und der Kuß der Prinzessin hatte ihn erlöst. Das ist die Geschichte vom Froschprinzen.“

Mademoiselle Jeannette schwieg und die Kinder bestürmten sie nach Kinderart mit Fragen, was aus allen geworden sei, aus dem alten König, aus dem goldenen Valle, aus der bösen Zauberin.

Der „Frosch“ aber erhob sich und trug sein Sattelzeug in den Circus. Als er aus der leuchtenden Sonne in den Schatten des Vorbauens trat und an dem Kaffeentische vorüberkam, blieb er stehen und sagte: „Das ist ein schönes Märchen, Mademoiselle Jeannette. Nur glaube ich nicht daran, daß die Prinzessin den armen verzauberten Frosch vor der Verwandlung geküßt hat.“

Er hatte dabei die Kose aus dem Munde genommen, welche er zwischen seinen blizenden Zähnen gehalten; eine

zweite Kose hatte er in dem Knopfloche seines Rockes stecken. Er hatte sie im blühenden Garten des Straßengasthofes drüben gepflückt.

Mademoiselle Jeannette schaute auf. „Warum nicht?“ sagte sie in ihrer stillen, freundlichen, ernsten Weise.

„Nun, wer wird einen häßlichen Frosch küssen!“ sagte er. „Sie muß ihn aber doch lieb gehabt haben, selbst als er noch häßlich erschien,“ sagte Mademoiselle Jeannette sinnend, „denn sonst hätte er ihr ja nicht leid gethan, als er sie traurig verlassen wollte. Und wenn sie ihn nicht schon als armen Frosch lieb gehabt hätte, wie hätte sie ihn als schönen Prinzen lieben können? Ich begreife nicht, wie man einen Menschen lieben kann, bloß weil er schön ist, oder reich, oder ein Prinz. Das ist Verliebtheit, aber weiter nichts. Und wenn die Prinzessin erst dann ein Herz hatte für den armen Prinzen, als er schöner als alle anderen war, und stolz, und ein Prinz, dann thut er mir leid.“

Sie schwieg. Der Frosch schaute sie mit einem so seltsamen Blicke an. Es lag so viel in diesem Blicke. Das Märchen mußte ihn sehr interessieren. Er drehte dabei wie in Gedanken die arme Kose vom Stengel, daß die Blätter herabflatterten und warf dann die Entblätterte fort und sagte: „Sie haben recht!“ und trat in die Manège.

Alle Jeannette aber schlug das Buch zu und sagte zu den Kindern. „So, jetzt tragt das Märchenbuch nach Hause, und dann spielt mit den anderen Kindern auf der Wiese draußen. Ich muß arbeiten.“

Die Kinder nahmen das Buch und wandten sich zum Gehen. Der Knabe blieb aber stehen, ehe er aus dem Schatten in die Sonne hinaustrat, und sagte plötzlich: „Du, Jeannette, am Ende ist unser Hanswurst, der Frosch, auch ein Froschprinz?“

Jeannette lachte. „Was fällt dir ein?“ erwiderte sie.

„Nun, versuche es einmal und gieb ihm einen Kuß. Vielleicht verwandelt er sich auch und hat goldene Kleider an und ist ein Prinz und nimmt uns alle mit in sein Schloß!“

„Dummer Bube!“ sagte Mademoiselle Jeannette und lachte noch immer, aber ihre Wangen waren dabei wie mit Purpur übergossen. Die Kinder gingen zu den Wohnungswagen und Jeannette nahm ihr Arbeitskörbchen zur Hand. Ehe sie es aber öffnete, bückte sie sich, nahm alle Rosenblätter auf, welche der Frosch achtlos verstreut hatte, auch den zerbißnen Stengel, öffnete das Körbchen, nahm ein Stückchen Papier und wickelte die entblätterte Kose darein. Auch ein Bleistift lag in dem Körbchen, und mit dem kritzelte sie einige Worte auf das Papier und legte es dann zu ihrer Arbeit.

* * *

In der Manège drinnen war es tiefschattig, kühl und still. Der Frosch trug sein Sattelzeug in die Garderobe und schritt dann wieder durch die Manège dem Ausgange zu. Da schrak er plötzlich zusammen, denn er sah, daß in einer der Sperrreihen eine Frau saß, die er früher nicht bemerkt hatte. Schließ sie? Nein. Sie hielt nur Sesta, denn sie bewegte einen großen schwarzen Fächer langsam auf und ab. Jetzt erkannte er sie an ihrem Anzuge, an dem schwarzen Seidenkleide, das ihren schlanken hohen Leib umschloß, und an der schwarzen italienischen Mantilla, welche ihr von dem dunklen Haare herabrieselte und ein schönes, bleiches Gesicht umrahmte. Es war die Direktorin, Madame Georgine Rossi. Er grüßte und blieb vor dem schönen, seltsamen Geschöpfe stehen.

„Verzeihen Sie, Madame,“ sagte er in seiner leichten, offenen Weise, „ich habe Sie früher nicht bemerkt.“

Er schaute sie mit seinen hellen, schönen Augen gar seltsam an. Sie erwiderte träge einige Worte. In ihren dunklen Augen las man dabei den Gedanken: „Mir scheint, sogar der ‚Frosch‘ ist verliebt in mich!“

Er nahm die Kose aus seinem Knopfloch und reichte ihr diese in natürlicher, galanter Weise. „Eine schöne Kose, die ich eben gepflückt,“ sagte er. Sie nahm sie, roch daran und ließ sie dann zu Boden fallen. „Haben Sie mir etwas zu sagen, Monsieur Frosch?“

„Ja,“ erwiderte er. „Ich möchte mich dieser Tage in einigen Turnerkünsten und im Jockeyreiten üben. Könnte ich darauf rechnen, in solchen Pöcken zu arbeiten, da der Gymnastiker Signor Mirroni und der bare-backrider Mr. Fijh ausbleiben?“

„Und glauben Sie, darin etwas leisten zu können?“ fragte sie den Frosch, ihn messend.

„Wir werden ja sehen!“ sagte er einfach. „Ich habe es satt, daß man über mich nur lacht, daß die Frauen nur sagen, wenn ich auftrete: Da kommt der ‚Frosch‘!“

Sie blickte auf. Sie sah, wie reizend sein Gesicht war, wie lieblich sein Lächeln, wie hübsch sein blondes Schnurrbartchen, wie statuenhaft fein und ebenmäßig seine Gestalt, und sie sagte: „Versuchen Sie es!“ Dabei bückte sie sich und nahm seine Kose vom Boden auf und roch an derselben. Und sie behielt die Kose an ihren Lippen, selbst nachdem er sich entfernt hatte und dachte: „Wie seltsam! Sogar unser ‚Frosch‘ liebt mich und will ein Künstler werden und berühmt und gefeiert, damit er mir gefalle.“

Sie atmete den Duft der Kose ein. Man sagt, der Duft der Blumen dringe ins Herz, wie der Wein in den Kopf.

* * *

Von diesem Tage an „übte“ der Frosch. Er setzte seine komischen Turnerkünste in ernste um und er übte sich als „Reiter ohne Sattel“ unermüdet und mit angeborenem Talente. Seine leichte Gestalt, seine wunderbare Kraft machten ihn bald zum Meister über alle Schwierigkeiten.

Und eines Abends, da machte er sein Debüt, nicht als Clown, sondern als Künstler.

Und nicht als Clown Mr. Frosch stand er auf der Affische, sondern unter seinem eigenen Namen: il Signor Dio, Maurizio Dio.

Zuerst erschien er als Turner in der Manège in einem einfachen, geschmackvollen Trikotkostüme, das hübsche Haupt zurückgeworfen, gebaut wie der Gros der alten Griechen, und machte an den Ringen seine Künste, welche die Kraft eines Herkules forderten, lächelnd, mühelos und mit der Todesgefahr spielend.

Das Publikum erkannte ihn nicht. Ein neuer Künstler! Man hatte noch nie so etwas Entzückendes und Gruseln-erregendes gesehen. Jubel durchbrauste das Haus. Eine Griechensstatue schien wieder lebendig geworden zu sein. Eine Statue? Nein, eine Blume war es, die im Winde trieb. Ein Falter, der sich in den Lüften schaukelte.

Dann kam er als Jockey. Das lachende, kühne Gesicht, die prächtige, schmiegsame Gestalt, voll Jugend und Anmut, als ob der Frühling hereindufte in den Circus. Hei, wie er sich mit kühnem Schwünge stehend auf das Pferd schwang, die Mühe mit dem tollen Siegesruf eines Knaben schwenkend und das ganze Publikum ihm antwortete mit einem Schrei des Kaufsches; die Frauen jauchzten seiner Schönheit zu, die Männer seinem Mute. Dio! Es lebe Dio!!! brauste es durch das Zelt. Der Frosch hatte seine Hülle abgeworfen und war Prinz geworden, mehr als ein Prinz, ein König über all diese Herzen.

* * *

Sogar die Kollegen waren neidlos entzückt von diesem Triumphe, denn alle hatten ihren lustigen, braven, ehrenhaften „Frosch“ gern, und die Kolleginnen umarmten ihn. Die Direktorin selber war wie verwandelt. Dieses kalte, schöne Rätsel rief ihn in ihre Garderobe. Sie war noch in dem dunklen Reitkleide, in welchem sie die hohe Schule geritten hatte. Aber um wie viel schöner war sie, als sonst. Ihre gelangweilten dunklen Augen brannten wie Flammen auf dem lachenden, fröhlichen Jockey, ihre stets so blassen Wangen waren gerötet, wie die aufgehende Sonne einen Schneehimmel rötet.

„Bravo!“ sagte sie zu ihm. „Bravo! Sie sind ein Künstler, Signor Dio! Und ich bin stolz darauf. Alle Frauen werden Sie jetzt lieben — alle, hören Sie?“

„Alle?“ lachte er. „Sie auch, Madame?“

„Ich am meisten!“ sagte sie stark. „Hören Sie mich, Herr Dio. Sie wissen, wie mich die Laffen umwerben und anbeten. Daß ich über sie alle lache, werden Sie begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß ich schon als Kind für nichts Sinn hatte als für die Pferde und das Reiten. Als unabhängige Herrin eines großen Reichthums, folgte ich, die Gräfin, dem Drange meiner Passion, immer nur dieser lebend, und wurde Circusdirektorin. Doch mein Herz sehnte sich auch nach Liebe; ich konnte aber nur einen Mann lieben, der wie ich auf und mit den stolzen Kennern lebte: einen Circuskünstler. Doch unter allen, die ich kennen lernte, fand ich keinen Mann. Die Bewundertsten, die Geschicktesten waren affektiert, eitel, kokett wie ein Weib; es ist das ein Fluch, der dem Gewerbe anhängt. Sobald der Circuskünstler auf dem Pferde steht, will er schön, anmutig, grazios sein und wird dadurch weibisch, ballethast, lächerlich. Sie sind der Erste und Einzige, Herr Dio, welcher auf dem Pferde Mann bleibt. Sie machen keine Balletstellungen, Sie wollen nicht schön sein, und um so schöner sind Sie: ein Mann! Sie sind tollkühn, mutig, Sie freuen sich der Gefahr, Sie überwinden dieselbe lachend, spielend. Mein stolzes, einsames Herz hat endlich gefunden, was es ersuchte: einen Mann, einen Reiter, einen Künstler, dem es sich beugen kann! Und Stolz erfüllt meine Brust, weil ich weiß, was diese Umwandlung, diesen Ehrgeiz in Ihnen geweckt hat: die Liebe zu einer Frau, das Verlangen, ihrer würdig zu sein.“

„Ja!“ rief Maurizio Dio in seiner ehrlichen, frischen Weise. „Sie haben es erraten! Die Liebe war's, die Liebe für das Weib, welches mich nicht erst gern gehabt hat, nachdem man mir zujubelte, so wie Sie mich jetzt erst so freundlich anlachen, sondern die mich lieb gehabt hat, um meiner selbst willen, weil ich ein guter Kerl und ein ordentlicher Junge bin, schon damals, als ich nur — ein ‚Frosch‘ war. Die Liebe zur schönen, braven, herzigen Mademoiselle Jeannette.“

Madame Rossi wurde leichenbläß. „Jeannette!“ flüsterte sie mit weißen Lippen.

„Mein Himmel, was ist Ihnen?“ rief Maurizio Dio erschreckt.

* * *

Am andern Tage fragte Dio Jeannette: „Ich glaube, ich werde etwas leisten können, Mademoiselle. Wollen Sie meine Frau werden?“

Sie sagte Ja, mit Thränen des Glückes in ihren sanften Augen. „Weißt du denn nicht, daß ich schon den ‚Frosch‘ lieb gehabt habe?“ sagte sie.

„Ich weiß es,“ sagte er selig lachend. „Ich erriet es damals. Und das hat mich zum Prinzen gemacht, Jeannette! Das Märchen ist wahr geworden.“

Und er zog sie an seine Brust, und es war, als nähme der erlöste Prinz sie auf sein Pferd und führe sie heim in sein Königreich.

Nizza und die Riviera.

Reisebilder von Fritz Wernick.

Von Hause, aus dem nördlichen Deutschland, lauteten im Januar 1884 die Wetterberichte gar traurig, wenigstens durch- aus nicht einladend zu zeitiger Heimkehr. Deshalb sollte die- selbe noch einige Wochen hinausgeschoben werden. Wo kann man diese angenehmer verbringen als an dem Gestade des Mittelmeers, das man vorzugsweise die „Riviera“ nennt. Auch wer ganz Italien durchwandert, Sicilien selbst gesehen hat, der wird durch diesen Küstenstrich immer noch überrascht, in Entzücken versetzt werden. So wenigstens ist es mir ge- gangen bei der Rückkehr von den südlichsten Punkten unsers Erdteils trotz aller vorherigen Anpreisungen, aller ver- führerischen Notizen der Reisehandbücher. Die Riviera sollte gründlich genossen werden, so gründlich wenigstens, wie ein Tourist diesen Begriff auffaßt.

Das stolze Genua, steil aus dem blauen Meere die Felswände hinansteigend, mit seinen Palästen, Kirchen und Festungstürmen, bildet die prächtige Pforte nach Westen hin. Kurz war die Fahrt nach Pegli. Pegli ist erst neuer- dings in Mode gekommen; warum? das mag schwer zu sagen sein. Man geht wohl dorthin, um die Schnörkel- bildungen einer veralteten Gartenkunst in der Villa Pallavicini zu bewundern, sich an den herrlichen Niederblicken aufs Meer und auf das vornehm hingelagerte Emporium des ligurischen Gestades zu erfreuen, kehrt aber gern zum Diner nach Genua zurück. Jetzt hat man Pegli zu einer klimatischen Station emporgepriesen. Ärzte suchen zu beweisen, daß dieser kühlere Ort mit seinen lebhafteren Luftströmungen als Erholungsstätte oder als Übergang von den wärmeren, geschützteren Punkten unentbehrlich sei, ganz anderes biete als seine Nachbarn. Darauf hin sind große Gasthöfe erbaut, Pensionen eingerichtet wor- den, Pegli füllt sich und seine Bewohner suchen, wenn die Langeweile sie gar zu sehr plagt, Unterhaltung in dem nahen Genua, das man in wenigen Minuten erreicht.

Pegli liegt noch an die letzten westlichen Ausläufer des Apennin gelehnt, an jene jäh abfallenden Felswände, die nur ganz schmale Streifen Vorland von dem Meere trennen. Bald aber ändert sich nun der Charakter des Gebirges, der auch den der Landschaft bestimmt. Die Weiterfahrt bringt uns in das Gebiet der Seealpen. Die große Masse des Hochgebirges weicht zurück, ein breiteres, üppig besiedeltes Gelände legt sich vor daselbe, weite Thäler dehnen sich aus, durch die ein Flüßchen dem Meere zueilt. Die Landschaft wird entzückend ma- lerisch. Im Hintergrunde gigantische Schneehäupter, welche die blauen Alpentetten weit überragen, die von jenen Zentralstöcken sich zur Küste abzweigen. Droben eisiger Winter, an den milderer Gehängen knospende Frühling, unten in den Thalgründen alles Pflanzen- leben längst erwacht, meist niemals in Schlaf versunken. Und zwischen den Orangenhainen, den Rosenhecken, dem mächtigen Lorbeerdickicht ragt das Gemäuer alter Bur- gen, das Getümm verwitterter Städte, die kloppigen Festen hervor, die einst zum Schutze gegen räuberische Sara- zenen errichtet worden sind. Und südwärts füllt das dunkelblaue Meer den Horizont, auf dem die Lichter der steigenden Sonne spielen, dessen warmer, feuchter Atem die Wedel der Dattelpalmen, die Kronen der Orangen und Limonen, das zitternde Laub der Eufalypten sähelt, den süßen, fast betäubenden Duft aus diesen paradie- sischen Blütengespinnnen zu uns herüberträgt.

Rein landschaftlich sind diese Küstencenerien von unvergleichlicher Schönheit, romantisch, lieblich und pit- toresk zugleich. Aber der Leidende, der in winterlosem Klima Stärkung für Lungen, Heilung der Nerven, Erleich- terung schwerer Leiden sucht, muß vorüberfahren. Hier sind die Schutzwehren gegen den eisigen Nord noch nicht stark und sicher genug, obgleich dreifache Gebirgswälle himmelhoch sich übereinander türmen. Hier stiehlt durch die Schluchten und Flußthäler sich dennoch böser Wind, tödliche Zugluft in die breiten Thalgründe, hier kann man noch nicht ungestraft unter Palmen wandeln. Weiter müssen wir fahren, bis die Ketten der Alpen sich dichter aus Gestade schieben, die malerischen Thäler verschwin- den, das winzige Bächlein höchstens eine schmale Gasse ins Gestein gerissen hat, durch die es hinab gelangen kann. So liegt San Remo, unser nächster Aufenthalt, die größte Winterstation auf italienischem Gebiete. San Remo war noch vor nicht gar langer Zeit ein kleines verwittertes Felsenneß, dessen Häuser an einer steilen Bergwand kleben, eins über dem andern, so daß die Gassen meist Stiegenform haben, oft von Thoren über- wölbt, düster, schmutzig, kalt. Die Überfülle mohameda- nischer Piraten, denen die Küste schutzlos preisgegeben war, mögen die Fischer und Schiffer, die sich im Mit- telalter hier unter dem Schutze des heiligen Remigius angesiedelt, wohl bestimmt haben, sich von dem beque- mern Gestade zurückzuziehen, hier im Schatten einer Wallfahrtskirche zu wohnen, welche der Madonna della Coste, der küstenschützenden Gottesmutter, geweiht ist.

Wer heute von San Remo spricht, denkt an dieses verwitterte Felsenneß gar nicht mehr. Dasselbe hat einem Paradiese den Namen gegeben, das sich auf dem schma- len Landstreifen am Meeresstrande entlang zieht, eine Schöpfung der allerletzten Jahrzehnte. Als Rahmen umgiebt ein leicht geschwungener Bogen von Bergen dieses Gestade. Ihr heiteres, liches Grün bildet den Hintergrund für eine Pflanzenpracht von seltener Man- nigfaltigkeit und Schönheit. Da sind Paläste entstanden und schmucke Landhäuser, Gasthöfe und Pensionen. Jedes derselben umgiebt sich mit einem Garten, Promenaden- wege, Wandelbahnen längs des Strandes ziehen sich da- zwischen hin und alle diese Anpflanzungen haben nur den einen Zweck, den Ankommenden zum Verweilen einzu- laden, ihn zu überzeugen, daß diese Flur keinen Winter kennt. Denn wie könnten sonst afrikanische Palmen in Massen ihre schlanken Schaft erheben, Bananen und Bambusen hier gedeihen, Hecken von Myrte, vollblühen- den Rosen, Jasmin die Grenzen der Ansiedlungen bil- den, in denen Heliotrop und Veilchen in süßen Düften wetteifern, hochstaudige Sommerblumen, Blütengebüsch,

baumhohe Pelargonienstämme und Theerosen zu einer Zeit ihre prächtigsten Farben den Gärten zum Schmuck bieten, zu der in der Heimat die starre Erde nur Schnee und Eis kennt.

Die Kultur von Luxuspflanzen, deren Duft oder Blüten- pracht den Menschen erfreut, hat sich nirgends in der Welt zu größerer Virtuosität entwickelt, als an den Heilstätten der Riviera. Die Palmen haben ihnen im Mittelalter Sarazenen aus Afrika herübergebracht. Nun sind aus den Tropen und vom Orient, aus den Urwäldern Brasiliens und von Austra- lien alle denkbaren Pflanzenformen hier acclimatist worden und Boden, Sonne, Meeresatem lohnen die Mühen der Züchter reichlich. Hier wie in allen anderen Winterstationen verhält ein einziger, ununterbrochener paradiesischer Garten den warmen Grund, und in diesen Gärten schlendern die

Leidenden umher, atmen sich gesund. San Remo gilt für das geschätteste dieser bevorzugten Erdenflecken, aber auch für das kühlste, einformigste, langweiligste. Selbst die Kon- turen der umgebenden Berglandschaften gewähren hier keine Abwechslung. Zerstreuungen, Ausflüge giebt es gar keine: man bringt seine Tage zu wie in einer Krankenstube. Darum soll man hier aber auch am sichersten gesunden.

Uns, die wir dies nicht nötig hatten, hielt es nicht lange in dem Paradiese ohne An- und Aufregung. Das nahe Bor- dighera mutet uns schon weit mehr an. Da ist die Natur noch wirklich natürlich, ja sogar verwildert und damit um so schöner. In San Remo konnten wir nichts besseres thun als stilligen, Auge und Nase erlaben an den heranschenden Spen- den der südlichen Pflanzenpracht. Hier wandern wir wieder



Altromische Straßenscene. Nach dem Gemälde von Max Geiser.

einmal. Da suchen wir jene Palmenwildnisse auf, in denen diese schlanken Dattelträger nicht ferzengrade, sorgsam gepflegt aufwachsen, sondern wir durcheinander; hier ein krummer, dort ein halb von seltsamen Wunden entwurzelter, hier ein verkrüppelter Zwerg, dort ein Niese, der über alle Umgebung emporragt. Da liegt im Schatten uralter Eibäume eine gemauerte Cisterne, von den Arabern angelegt, weiter eine kleine christliche Kapelle versteckt in dem üppigen Pflanzenchaos. Auch der Charakter des Gebirges, wahrhafte Alpenphysiognomie, kommt hier wieder mehr zur Geltung. Wir schlendern die Wege aufwärts, klettern steile Pfade hinan, die zu mittelalterlichem Ruinengemäuer, zu isolirten Bergkuppen, zu dem Städtchen führen, das dieser zu seinen Füßen in Palmen- und Divengrün gebetteten Kolonie den Namen gegeben. Wie ist es da überall schön! Weit vermag der Blick hineinzu- dringen in den Hintergrund der Landschaft. Das kahle, silber- grau schimmernde Gestein des Hochgebirges, von Schneerinnen durchfurcht, die kräftigen Rippen, die von jenem massiv aus- laufen zum Strande hin, die gewundenen Thalgründe und zahlreiche von Wachtürmen gekrönte Einzelspitzen, gliedern die Landschaft, beleben das Bild, das zu den herrlichsten Scenerien der ganzen Riviera gehört. Hätte der Abgang des Zugs uns nicht hinab an den Strand gerufen, wir würden noch stundenlang in der weiten Umgebung von Bordighera umhergeklüffert sein, denn wie die Nähe, so ist auch die Schau in die Weite von unbeschreiblichem Reize. Weit tritt die Westküste in das Meer vor, grün die unteren Hänge, hell- schimmernd der Alpenfall der zerklüfteten Höhen, bunt um- säumt der vom blauen Meere bespülte Fuß mit freundlichen Städtchen, tofetten Winterkolonien, prangenden Gärten — so liegt dieser Westen vor uns bis weit über Mentone hinaus.

Dorthin bringt uns die Bahn nach kurzer Rast auf der französischen Grenzstation Ventimiglia. Französisch wird nun manches auf der Weiterreise. Bis dahin trug das Leben ge- wisse Züge von Stille und Bescheidenheit. Nach San Remo, nach Bordighera geht meist nur, wer seiner Gesundheit leben, sich in beschaulicher Ruhe erholen und stärken will. Nun aber wird's international. Ich habe niemals bemerken können, daß, wie es den Franzosen so oft vorgeworfen wird, der Deutsche hier durch Chauvinismus zu leiden habe. Dazu sind die Leute gar zu gute Rechner, sie nehmen unser Geld gern und mit freundlichem Gesichte, mögen Ausschreitungen Einzelner auch immer gelegentlich vorkommen. Alles wird lebhafter, heiterer, besser schon in Mentone. Hier beginnt man wieder groß- städtisch zu leben; wir essen in den verschiedensten Restaurants und Gasthöfen so gut wie in Paris, wir finden auch Gesell- schaft, die nicht nur Gesundung, sondern mitunter ebenfalls Zerstreuung sucht und findet, ohne dabei das Raffinement von Nizza und Monte Carlo zu entsaften. Dazu bietet Mentone landschaftlich viel Abwechslung. Wenn wir erschlaft und ge- langweilt durch das ewige Paradies von Blumenmassen, Pal- menhainen, von üppiger Tropenvegetation, uns nach kräftigerer Luft, entschiedeneren Eindrücken sehnen, so wandern wir nur eine der Thalschluchten aufwärts, die sich bei Mentone aufs Meer öffnen. Da wird die Luft frisch, da wechselt die Olive, die hier ein ungemein delikates Öl liefert, mit Nadelholz, Eichen, Ulmen, da bedecken die heiteren Blüten der Erlen, Lavendel, Malvenstauben, wilde Geranien den felsigen Boden, da sind wir wieder von ungeschmückter kräftiger Natur um- geben. Das Turiner Thal, das breitere von allen, in das die Sonne noch zu dringen vermag, ist selbst Leidenden nicht gänzlich unversagt, wir Gesunden suchen indessen mit Vorliebe die wilderen, engeren auf, die im Hintergrunde von gewal- tigen Schneehäuptern verrammelt zu sein scheinen. Über- haupt ist das Gebirge um Mentone lebhafter modelliert, es springt in einigen steilen Vorgebirgen ins Meer hinaus, er- hebt sich in senkrechten, fahlen Wänden so unmittelbar über dem Gestade, daß der Ansiedlung nur ein schmaler Streifen frei bleibt, und wird von kleinen Wasserläufen schluchtenartig zerrissen.

Es lebt sich gut und angenehm hier. Auch diese Winter- kolonie ist keineswegs alt, sie besteht in ihren winzigen An- fängen kaum länger als 50 Jahre. Die Franzosen, die da- mals diesen Küstenstrich noch nicht besaßen, hätten derartige Kolonien niemals zu gründen vermocht. Engländer und Ame- rikaner wurden zuerst angezogen durch die entzückende Land- schaft, die Gunst des winterlosen Klimas, die unmittelbare Nähe des Meers. Aus den kleinen Gasthäusern, die ihnen zum Obdach dienen mußten, hat sich schnell das heutige Men- tone entwickelt. Nun finden wir hier außer Gasthofpalästen und Pensionen eine große Zahl von Landhäusern, völlig ein- gerichtet und ausgestattet, umgeben von herrlichen Gärten, die man für wenige tausend Franken den Winter hindurch mieten kann, wir finden Clubs, Cercles und andere Zerstreuungs- orte. So lebt denn der Gesunde ebenfalls hier gern einige Tage, ehe er sich dem Mittelpunkt und Hauptorte dieses Strandgeländes, ehe er sich Nizza zuwendet. Mentone war uns ein höchst angenehmer Raftort nach den mancherlei Ver- zichten, die sich der kultivierte Deutsche in Italien aufer- legen muß.

Nun scheiden sich wieder die Wege für Gesunde und Kranke. Letztere packen sich in die Coupés der Schnellzüge, schließen die Fenster und jagen immer tief unten an dem buchtenreichen Gestade in weniger Zeit nach Nizza. Wir haben es besser. Unsere Koffer mag der Bahuzug mitnehmen, wir hängen die leichte Tasche über die Schultern und klimmen der alten Straße entlang aufwärts ins Gebirge. Raffinierter vermag die höchste Kunst nicht Kontraste unmittelbar nebeneinander zu stellen, als es auf dieser kurzen Strecke weniger Wanderjungen die Natur thut. Kaum aus dem Bereiche jener tropischen Pflan- zenkulturen, jener kunstvoll aufgezauberten Welt der Üppigkeit und des verweichlichenden Reichthums entronnen, kommen wir in tiefe Gebirgsöde. Steinige Halben, auf denen nur selten zwischen dürrerem Gestrüpp der Schaft einer Aoe aufsteht, der Kaktus seine fetten Blattscheiben ernährt, umgeben uns, zwischen kahlen Felsen windet sich die Straße; ärmliche Hütten, von braunen Ziegeln bewohnt, verwitterte Bergfelsen, ein- same Wirtshäuser und Dörfer, auf denen in der Sonne flim- mernden Stein geklebt, Stätten des Glends und des Schmutzes, sind die einzigen Spuren menschlicher Ansiedlung in dieser Ode. Dafür aber gewährt der Weg dem Wanderer Nieder- blicke von großartiger, hochromantischer Schönheit. Das ganze Gestade der Riviera mit seinen weit in die Flut springenden Vorgebirgen, seinen herrlich geschwungenen Buchten, seinen Gebirgszügen und lieblichen Thalgebirgen überblicken wir.

immer zu anderen, entzückenderen Bildern verschieben und ordnen sich die Einzelheiten dieses Panoramas. Bekanntes verschwindet, neues tritt hervor bei jeder der zahllosen Win- dungen der Straße. Wie eine glänzende Schnur kostbaren Geschmeides umranden die einzelnen Luftstätten der Riviera das tiefblaue Meer. Man erkennt sie alle, alle aber bedeuten, von hier gesehen, kaum mehr als ein Spielzeug, als eine tofette Staffage in dieser ersten, grandiosen Landschaft. So kommen wir an Rocca-bruna, an Turpia vorüber, blicken hinab auf die Zauberhöpfung von Monte Carlo, bis dann bei einer neuen Kehrt der Thalgrund von Nizza sich öffnet, in den unsere Straße sich nun hinabschlingelt. Es dunkelte bereits, als wir ermüdet und bestaubt anlangten.

(Schluß folgt.)

Altrömische Straßenszene.

(Siehe die Illustration.)

Der 28. April ist gekommen und mit ihm der Beginn des schönen dreitägigen Festes der Frühlingsgöttin Flora. Auf allen Straßen und Wegen schreiten die römischen Matronen und Jungfrauen, schön geschmückt in heute ausnahmsweis gestatteter bunter Stola und palla, feierlich dahin, dem herrlich gezierter Tempel der holden Göttin am Circus Maximus zutreibend. Auch Terentia, die schöne Tochter des Prätors Terentius Lucanus, hat sich, in Begleitung einer älteren Freundin, auf den Weg gemacht; Sklavinnen mit Blumengewinden und Körben farbenduftigen Inhalts sind vorausgeschickt und harren ihrer an der Tempelpforte. Da sieht sie, — es ist an der Ecke des Marcellus-Theaters, — noch eine Blumenhändlerin sitzen mit Rosen, halberöffneten, taufriihen, wie sie schöner niemals der Göttin dar- gebracht worden, und nun kann sie der Versuchung nicht widerstehen, auch von diesen noch ein paar Sträußchen mitzunehmen zum Schmuck des eignen jungfräulichen Busens, zum Schmuck des Altars in ge- weiheter Halle. Nicht lange wählt sie; doch schon mahnt die erfahrene Begleiterin zur Eile. „Zögere nicht länger, Terentia! Die Mimen möchten sonst begonnen haben, ehe wir anlangen; denn die Mimen sind pünktlich und achten selbst auf die Tochter des Prätors nicht allzuviel.“

Das schöne Mädchen blickt auf. „Wahr, Calpurnia! Also nur noch diese blaurote Rose, zart wie ein Frühlingshauch selbst, und nun fort! Deine Blumen waren schön, Atragne! Die Göttin schütze dich.“



„Drum knüpft ans fröhliche Ende den fröhlichen Anfang an.“ kann man, zutreffend für die Mode, beim Übergang der Winter- jahreszeit sagen; denn kaum hat der festes- und klängeiche Fasching gendet, so mischen sich auch bereits in all die frohen Erinnerungen an eben verauschte schöne Stunden die nicht minder frohen Sorgen um die würdige Zurüstung für die nahenden Tage des Sonnenheims und des neu erwachenden Lebens in der Natur. Vorsorglich, wie es ihre Art ist, hat die Mode diesen Be- dürfnissen längst Rechnung getragen, hat reiche Vorräte an Stoffen und Geweben verschiedenster Art zu Markte gebracht, überall prak- tischen Wert mit Gediegenheit und Schönheit paarend. Wie es voraus- zusehen war, herrscht unter den diesjährigen Frühjahrsstoffen das „härene“ Genre entschieden vor. Durch die Erzeugnisse der Vorjahre bereits an Bisontstoffe gewöhnt und beeinflusst, namentlich durch die treffliche Verwendbarkeit der hübschen und praktischen Alpaka- und Mohairstoffe, machen wir es auch den neuen Antömmelungen leicht, sich in uniere Gunst hineinzuschmeiteln. Ob da nun ein Gewebe aus Bison oder Wisent, aus Zebu oder Ziegenhaar in Frage kommt, dürfte wenig ausmachen, da der Charakter fast durchgängig der gleiche ist: hart, spröde, glänzend und doch distinguiert. Nur durch mehr oder minder feines, durch glattes oder gekrepptes Gewebe, durch verschiedene Kompositionen im Dessin oder auch durch wesent- liche Zusammenstellungen unterscheiden sich für das Auge des Laien die härenen Stoffe von einander. Eine Eigenart ist übrigens bei Erwähnung der Frühjahrsstoffe hervorzuheben, welche sich auf die Farben bezieht und voraussichtlich durchschlagende Wirkung haben wird: einmal sind die meisten der härenen Stoffe einfarbig, höchstens jaspirt in wenig auffallenden Tönen, dann aber ist auch die Farben- mahl eine beschränktere und erstreckt sich zunächst auf die mittleren Nuancen der Schattierungen lehmsfarben, terracotta, fraise, tabac, fahlblau, marineblau, grau und modeseiden. Der vorwiegende Teil der härenen Stoffe hat die Breite von 105 Cent., ihr Preis variiert selbstverständlich je nach der Qualität des Gewebes. Die rage der Saison verspricht der „Lodestoff“ zu werden, dem die allzeit mode- bereiten Pariserinnen und Amerikanerinnen bereits in der Herbstsaison des Vorjahres ihre Aufmerksamkeit zuwandten und der damals als burs- Stoff auftrat. Der „Lodestoff“, den nun die Mode uns zuge- dacht hat, ist freilich unlenkbar der Bruder jenes derben, festen, sil- zigen primitiven Stoffes der Gebirgsbewohner deutscher und österr- eichischer Gauen; und manche meiner Leserinnen mag sich leichten Schauerns nicht erwehren bei dem Gedanken an so raue Kleidung. Indes ganz so schlimm ist die Sache nicht. Gleichen Ursprungs freilich (es werden vielfach feierliche Lodestoffe im Handel geführt), hat die Mode doch die für das zartere Geschlecht bestimmten Stoffe mit bildender Hand in weichere, schmiegsame und verfeinerte Ware umgewandelt, der wenig mehr als der Name verbleibt, um ihre Abstimung zu erläutern. Der Charakter der Lode besteht in einem frraminartigen lockeren Ge- webe aus gedrehten Fäden, das durch flaumartig aufsteigende, dem Geplüsch entspringende Härchen leicht gedeckt ist. Feisterer und feinerer Lode (Sommer- und Winterlode) in uni und jaspirt, stehen als englische und französische haute nouveauté noch gemusterte Lode

mit blauen, roten und schwarzen streifigen Schleiengarn- Dessins zur Seite, die im Charakter den bereits besprochenen Konfektionsstoffen ähneln. Weiter sind die: Bison noppé, carmelité jaspé, mohair broché, bison frisé, alpaca panama, étamine crêpé, zebu chevron andalous hinzuzufügen, die sich durch die Eigennamen selber erklären. Diesen Arten gegenüber stehen die weichen Stoffe aus Schaf-, Lama- und Bigognewolle, welche in dieser Saison den von früher her be- kannten Namen „beige“ führen und vorzugsweise in den Schattierungen braun (tabac), mode und grau fungieren. Die beige-Stoffe sind durch- gehends weich, von batistähnlichem Gewebe und glatt; die Breite mißt 60 und 105 Cent. Vielfach finden Zusammenstellungen aus einfarbiger

und gemusteter beige statt, viel- fach auch werden die abgepösten Ro- ben dieses Genres bevorzugt, an denen der glatte weite Rock eine etwa 30 bis 40 Cent. hohe, dem Stoff eingewebte Bordüre von hellerer Nu- ance zeigt, die einer feinen Stie- rei nicht unähnlich erscheint. (Abb. 1). Beige à pois und batiste de laine oeil d'or sind mit kleinen Tupfen in absteckender Farbe verriebene hübsche, für die Jugend ge- eignete Stoffe; fer- ner Robé Gillette (Abb. 1) und Robé Etelka, diese eine gekreppte beige- Art mit frisé- Blumen (abge- pöst), ferner sehr vornehm beige à chenille, dann beige aus Schet- land-Schurwolle, pékin damassé und pékin mascot (gestreift), diagonal pointillé, und die lange Reihe wäre in ihren Hauptgruppen erschöpft. Bei der Vorliebe und dem prak- tischen Wert der abgepösten Roben sei bemerkt, daß dieselben in grau, tabatsbraun und blau mit hellerer, in blau mit gelblicher oder mit roter, in braun mit gelblicher Bordüre im Handel sind. Zu den gemusterten beige-Stoffen sind die uni-Sorten passend vorhanden. Schließlich noch der Hinweis auf die Zusammenstellung obiger Stoffe mit Röcken aus nonpareil velveteen, den die Mode so plötzlich auf das Niveau erhoben und der in der That volle Würdigung verdient.

Bezugsquelle für Stoffe und Kostüme: Berlin, Modebazar Ger- jon & Co. und H. Lissauer, Marktgrafenstr. 57.



1.

Wir haben uns kaum der ersten milden und wärmenden Stras- len der Sonne erfreut und schon rückt die Mode, der späteren feind- lichen Angriffe eingedenk, mit schüßenden Vorposten zu Felde, die freilich, ihrer Sonderart wegen, mehr für das bunte farbenwarme Schauspiel eines Korso als für die folkere Promenade berechnet sind. Der eine, gestreift erscheinende Schirm ist auch deshalb beachtenswert, weil er, ganz gegen herkömmlichen europäischen Brauch, aus dinesi- scher bunt gewirkter Seide ohne jede Naht gefertigt ist. Farbige in Puffen geordnete Futter aus Seidenstoff, sowie Seidenfransen und vergoldete Stäbe bilden das übrige Assortiment (Abb. 2 u. 3). In Bezug auf die Stöcke, Griffe und Spitzen oder Zwingen der Reife- schirme scheint man mit dem System des Derben und Festen Kühlung zu



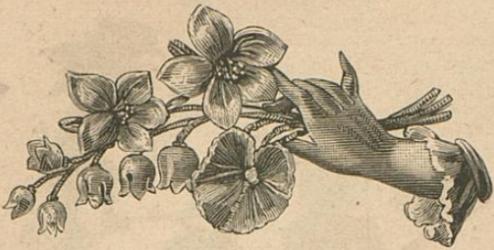
2-4.

nehmen; die Stöcke und Zwingen sind kurz und gedrungen, der leicht- teren Verpackung wegen die Griffe derb und voluminös, mit Ketten oder Ketten, mit allerlei Zierrat versehen, der oft der fein behand- schulten Trägerin recht lästig werden kann (siehe Abb. 4). Aber die Mode will es so! Wir werden demnächst hierüber Ausführlicheres bringen, um der Jahreszeit nicht nachzutreten.

Bezugsquelle: Modebazar Gerjon & Co.

Es ist eine alte Sitte, junge Mädchen zur Konfirmation mit den ersten Schmuckgegenständen zu erfreuen. Daß diese nicht kost- baren sein dürfen, lehrt das Gefühl; vielmehr soll die Wahl der Jugend und der Bescheidenheit angepaßt sein. In dieser Richtung ist das Kunstgewerbe denn auch neuerdings vorgegangen und hat sehr

finnige, äußerlich anspruchlose Schmuckstücken produziert. So ist heutzutage der Schmuck aus Silber das Attribut der Jugend: Col-



5.

Kiers, Brochen, Armbänder aus glattem, matten, aus geschlagenem, aus naturfarbenem und gefärbtem Silber, dann Schmuck aus Zilligran, feiner Kameen aus rosa und brauner Muschel, aus Lava, aus - Stein mit ziselierter, geschlagener und gefärbter Silbereinsassung.



6.



7.

Charakteristischer Fassung wirken ebenso originell als hübsch (siehe Abb. 6 und 8).

Bezugsquelle für Schmuckgegenstände: C. Sauerwald, Berlin, Leipzigerstr. 20.



8.

Feine Küche.

Kraft-Suppe mit Leberklößchen. Eine Kasserolle legt man mit Scheiben von frischem Speck, Schinken, Zwiebeln aus, legt darauf ein zerhacktes altes Huhn, in Scheiben geschnittenes Rind- und Kalbfleisch, etwas Sellerie, Möhren, Petersilienwurzel, diese drei Teile in kleine Stücke geschnitten, und läßt alles auf schwachem Feuer anbraten, doch darf es durchaus nicht brandig werden, sondern sobald die Zwiebeln gebräunt sind, giebt man so viel als nötig Wasser (gekochtes und wieder abgekühltes) dazu, schäumt sorgfältig ab, schließt die Kasserolle fest zu, läßt die Suppe langsam 4-5 Stunden kochen, worauf man sie durchsiebt, entfettet und über Leberklößchen anrichtet; auch Spargel in Stücke von 2-3 Cent. Länge kann man der Suppe hinzusetzen.

Leberklößchen. 200 Gramm entfehlte und enthäutete Kalbsleber hackt man mit 75 Gramm frischem Rindertalg recht fein, dann mischt man 1 Eßlöffel feinen Pfeffer, etwas Mustatnuß und ganz wenig gekochene Nelken, Piment und Majoran - von allem zusammen 2 Eßlöffel, sowie 35-40 Gramm geweihte und wieder ausgebrückte Semmelkrumen dazu; in 50 Gramm Butter schmilzt man eine feingehackte Chalotte, etwas Petersilie, Estragon einige Minuten, giebt die Lebermasse dazu und dämpft sie 10-15 Minuten. Nachdem die Masse abkühlt, rührt man 4 ganze Eier, Salz und so viel trockene Semmelkrumen hinzu, bis ein etwas lockeres Teig, als man ihn z. B. bei Farceklößchen herstellt, entsteht. Man formt kleine längliche Klößchen daraus, kocht sie in etwas Fleischbrühe gar, legt die Klößchen mit einem

Schäumer in die Suppe und gießt die Klößbrühe durch ein Sieb zu der Suppe.

Sardellen-Pastetchen. So viel Sardellen, als man Pastetchen gebraucht, werden gereinigt, gewässert, halbiert, mit einem Tuche abgetrocknet und ausgerollt. Von gutem Blätterteig ficht man doppelt so viele runde Kuchen aus, als man Pastetchen haben will, die Hälfte der Kuchen wird auf ein Backblech gelegt, auf jeden wird etwas Sardellenfarce getrieben, darauf 2 ausgerollte Sardellen gelegt, einige Kapern darüber gestreut, dies wird wieder mit Farce bedeckt, das zweite Stück Blätterteig darübergelegt, dann das Pastetchen mit geschlagenem Ei bestrichen und im mäßig heißen Ofen gebacken, worauf man es sofort serviert. Die Pastetchen müssen in ziemlicher Entfernung von einander auf dem Bleche liegen.

Sardellenfarce. 100 Gramm gewässerte entgrütete Sardellen werden fein gehackt und mit 65 Gramm frischer ungesalzener Butter, etwas mit einer Chalotte feingehackten Kräutern, etwas Mustatnuß und abgeriebener Zitronenschale, auf schwachem Feuer unter beständigem Rühren 15 Minuten gekocht, dann fügt man 50 Gramm gehacktes Schweinefleisch, 75 Gramm halb geweihte, halb trockene Semmelkrume, 2 Eidotter, 2 ganze Eier hinzu, rührt alles gut durcheinander und bedeckt es bis zum Erkalten mit einem gebutterten Papiere.

Pudding von Kalbsmilch. 4 alte Milchbröte schält man ab, schneidet sie in Scheiben, taucht sie in zerquirlten süßen Rahm und läßt sie weichen. 4 Stück Kalbsmilch blanchiert man in kochendem Wasser und dämpft sie in guter Fleischbrühe gar, worauf man sie in kleine Würfel schneidet; auch 8-10 Stück im eigenen Saft eingedochte Champignons - im Sommer frische in Butter gedämpfte - schneidet man in eben solche Würfel. 175 Gramm Butter werden zu Schaum gerührt, dann fügt man unter Rühren 7 Eidotter, etwas Mustatnuß, abgeriebene Zitronenschale, Salz, 3 Eßlöffel voll gehackte Petersilie, dann die geweihten Semmeln, die Champignons und Kalbsmilch hinzu, gießt den feinen Schnee der 7 Eiwelche durch die Masse, füllt sie in eine gut gebutterte Form und kocht den Pudding 1 1/2 Stunde im Wasserbade. Eine Champignons, Krebs-, auch eine Sardellen-sauce giebt man dazu. Das Quantum reicht für 6-8 Personen.

Lachs-Koteletten mit Austern-Sauce. Das Mittelstück von einem Lachs wird in 2 Cent. dicke Scheiben geschnitten, diese werden von Haut und Gräten befreit, dann in kochende Butter getaucht, mit einer Mischung von Salz, gehackter Petersilie, etwas gehackter Zitronenschale und Pfeffer bestreut und auf hellem Feuer, indem man die Scheiben alle 4 Minuten umdreht, gar gebraten. Auf heißer Schüssel richtet man die Koteletten sofort an und legt auf eine jede eine Austern, die man folgendermaßen behandelte: einen Porzellan-Durchschlag hält man in eine kleine Kasserolle mit kochender Milch, sobald diese wieder ordentlich siedet, legt man die Austern 2-3 Sekunden in den Durchschlag, hebt diesen dann aus der Milch und verwendet die Austern wie vorgeschrieben. Die Schüssel verziert man hübsch und giebt eine Austernsauce zu den Koteletten.

Huhn mit Reis und Gemüse. 2 Suppenhühner, welche fett und nicht zu alt sind, werden gut vorbereitet, dann mit aufgedünstem, doch wieder erkaltem Wasser bedeckt und unter sorgfältigem Schäumen zum Kochen gebracht, dann fügt man Salz, Wurzelwert und etwas geriebene Mustatnuß hinzu und läßt die Hühner langsam weich dämpfen. 350-500 Gramm feinsten Reis wird 1 1/2 Stunde vor dem Anrichten mit frischem Wasser bedeckt, 10-15 Minuten zur Seite gestellt, dann läßt man ihn abtropfen, läßt ihn mit frischer Butter in irdener Kasserolle ausquellen, fügt nach und nach von der Hühnerbrühe hinzu, dämpft den Reis gar, doch ohne daß er zerfällt. Auch 1 Stunde in kleine Röschen zerteilten Blumenkohl, 500 Gramm in Stücke von 4-5 Cent. Länge zerteilten Spargel kocht man in etwas von der Hühnerbrühe, einem Stückchen frischer Butter und Salz gar - Wurzeln oder frische Champignons kann man ebenfalls hinzusetzen, auch zuletzt noch eine Portion voll ausgehüllter Garnelenhühner - dann bereitet man noch schmackhafte Semmelklößchen. Beim Anrichten wird der Reis erhaben auf großen Schüsseln angerichtet, die Hühner werden darauf und das Gemüse, sowie die Semmelklöße rings um den Reis gelegt und folgende Sauce dazu gegeben: 1/2 Eßlöffel voll Mehl schmilzt man in frischer Butter, giebt die übrige Hühnerbrühe, sowie die Gemüsebrühe, beide durchgeseiht, etwas Mustatnuß, 1 Eßlöffel weichen Pfeffer und einige Tropfen Zitronensaft dazu, schmeckt nach dem Salze, giebt, wenn nötig, noch etwas Fleishestrakt dazu und giebt die Sauce mit 5-6 Eigelben ab.

Grünkohl mit Rahm. Der Kohl wird gut verlesen, sehr sorgfältig gewaschen, dann in kochendem gesalzenen Wasser fast gar gedämpft, worauf man ihn abtropfen und abkühlen läßt, gut ausdrückt und dann nicht zu fein hackt. In reichlich Butter schmilzt man 3-4 Eßlöffel voll Semmelkrumen, fügt etwas geriebene Mustatnuß, dann den Kohl hinzu und schmilzt ihn unter beständigem Rühren 12-15 Minuten, rührt dann je nach dem Quantum 1/2-1/3 Liter kochenden süßen Rahm hinzu, fügt noch 1 Eßlöffel weichen Pfeffer dazu und dünstet den Kohl noch 1/2 Stunde. Rauchfleisch, geräucherter Rindszunge, gekochten Schinken u. f. w., sowie panierte Kartoffeln giebt man zu dem Kohl.

Gebackene Cardy. Die Blattrippen der gut gebleichten Cardy werden in kochendem Wasser blanchiert und, nachdem sie abtropfen und abkühlen, in 8-10 Cent. lange Stücke geschnitten, dann werden sie in Fleischbrühe gar gekocht, in geschlagenem Ei und Paniermehl umgewendet und in Butter goldbraun geröstet. Beim Anrichten legt man rings um die Cardy Hühner-Koteletten, gepöckte Kalbsmilch oder andere feine Beilagen.

Giebt man die Carden nach dem Braten, so legt man nur Markt-Croustons um dieselben.

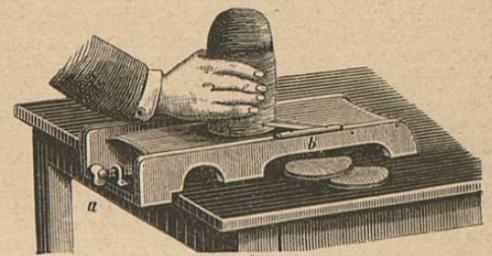
Zunge in Aspik. Nach früherer Vorschrift bereitet man ein schmackhaftes recht klares Aspik, giebt etwas davon in eine glatte, gut mit feinem Öl ausgestrichene Form und läßt dies erstarren. Eine gesalzene große Rindszunge, welche man Tags vorher kochte, abzog und zwischen zwei Brettern presste, wird teils in seine kleine Scheiben, teils in Filets geschnitten; ehe der Aspik ganz erstarrt, legt man von ausgerollten Sardellen, Scheiben von hartgekochten Eiern, kleinen Endiviensträußchen, eingemachten Raistollen, Oliven, Krabbenschwänzchen und Jungensilts einen hübschen Stern auf denselben, träufelt Aspik vorsichtig darüber, läßt auch diesen fast erstarren und legt nun die übrige Zunge darauf, abwechselnd immer etwas von den obigen Sachen dazwischen, giebt so viel Aspik darüber, daß die Form bis etwa 2 Cent. hoch vom Rande gefüllt ist, und gräbt die Form in Eis. Gestürzt, wird der Aspik hübsch garniert und mit oder ohne eine Remolabensauce angerichtet.

Gefüllte Wildenten. Die gut gereinigten, gefangenen Enten werden tüchtig aber rasch gewaschen, von innen mit etwas Rotwein ausgespült und dann innen und außen mit Salz, das man mit 2-3 gekochenen Wacholderbeeren vermischte, eingerieben und zur Seite gestellt. Magen, Herzen, Lebern werden mit etwas fettem Schweinefleisch, einigen Trüffeln oder Champignons und etwas Kräutern fein gehackt; in Butter schmilzt man 2 feingehackte Chalotten, giebt das Gehackte dazu und schmilzt es unter beständigem Umrühren 4-5 Minuten, giebt 2 geschlagene ganze Eier dazu und läßt diese unter Umrühren etwas erstarren, giebt die Masse dann in eine Schale, fügt 1 Eßlöffel Pfeffer, Salz, etwas abgeriebene Zitronenschale, 50 Gramm trockene Semmelkrume, einen Eßlöffel voll Madeira oder Weißwein und noch 2 Eier dazu, mischt die Farce gut durcheinander, streicht sie durch einen Durchschlag und füllt die Enten damit, die man nun zunächt, die Brust mit Speckplatten umbindet und im Ofen oder am Spieß (Cognac-Bratpfannen) und unter fleißigem Begießen schön saftig und gar brät.

Pudding à la Päckler (Demi-Glace). 200 Gramm Zucker werden mit einer Schote Vanille recht fein gestoßen; 10 Stück süße, ebenso viele bittere Matronen werden in kleine Stücke zerbröckelt und 190 Gramm feinste Schokolade wird in etwas Wasser aufgelöst. Schon reichlich eine Stunde früher stellte man 1 1/2 Liter süßen Rahm auf Eis und wird er nach dieser Zeit zu ganz festem Schaum geschlagen, dann mit dem Vanille-Zucker und den Matronen gemischt, worauf man die Masse in 3 ganz gleiche Teile teilt; einen Teil färbt man mit 4 Eßlöffeln voll Kockensilber-Tinctur rot, einen Teil mit der Schokolade braun und den dritten Teil läßt man weiß. Schon vorher hatte man eine glatte Form mit Mandelöl ausgestrichen und auf Eis gestellt, in diese füllt man erst den weißen Rahmschaum, dann den roten, hierauf den braunen und läßt das Demi-Glace reichlich 4 Stunden auf Eis stehen. Auf bekannte Art wird es auf eine mit zerhackter gebrochener Serviette belegten Kristallschüssel gestürzt und der Schüsselrand mit Matronen Brallines u. f. w. verziert. Zimtrollen oder Hohlkippen giebt man nebenher.



Neuer verbesserter Brothobel. Der Brothobel, in Deutschland patentiert, zählt mit zu den einfachsten und zweckmäßigsten Apparaten, deren man sich zum Schneiden des Brotes bedient, und empfiehlt sich ganz besonders für die Bedürfnisse des Haushalts. Die auf unserer Skizze mit einer markierten Flügelschraube ermöglcht es, den Brothobel (b) für Brotschnitten der verschiedensten Stärken zu stellen, so daß man, nach dem Stellen und Fest-



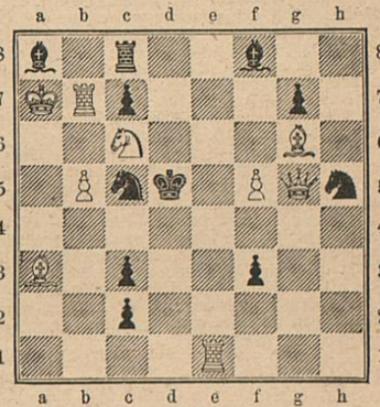
drehen der Schraube, mit dem kleinen Apparat ebenso schnell wie bequem und ohne jede Störung arbeitet. Der verbesserte Brothobel ist aus feinpoliertem Holz gearbeitet, hat eine Länge von ca. 45 Cent., eine Breite von ca. 16 Cent. und eine Höhe von ca. 7 Cent. Der Preis stellt sich im Magazin des königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin, Leipzigerstr. 88, auf 7 Mark 50 Pf., bei frankierter Zusendung innerhalb des deutsch-östr. Postvereins auf 8 Mark das Stück.

Schach.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 147 Seite 81.

Aufgabe Nr. 149. Von M. Sansquet. Schwarz.

- 1. Th 5 - g 5.
Schwarz.
1. D g 7 n. g 5 oder D g 7 beliebig.



- 2. D b 2 n. b 7 oder g 2 matt.
A. Weiß.
1.
Schwarz.
1. c 5 - c 4.

- 2. D b 2 - d 4 matt.
B. Weiß.
1.
Schwarz.
1. Beliebig anders.
Weiß.
2. D b 2 - g 2 matt.

Weiß giebt und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kleines Präludium.

Mäßig schnell, anmutig. ♩ = 116.



Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 44.

Eine Dame kaufte eine Anzahl Basen verschiedenen Wertes. Die erste kostete 5, die zweite 7, die dritte 9, die vierte 11 Mark und in derselben Art weiter, jede folgende zwei Mark mehr als die vorhergehende.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 42 Seite 84.

Die Wörter von entgegengelegter Bedeutung sind: 1. Hoch. — 2. unten. — 3. nach. — 4. gestern. — 5. erst. — 6. rein. — 7. immer. — 8. sanft. — 9. Tod. — 10. dort. — 11. Ende. — 12. reich. — 13. bitter. — 14. Ehre. — 15. selten. — 16. tragisch. — 17. Chemann. — 18. kalt. — 19. offen. — 20. Civil. — 21. heil.

Auflösung des Rätsels Seite 104. Kochsalz.

Auflösung des Logogriffs Seite 104. Soll — Toll — Völl — Zöll.



Coilette, Mode, Handarbeit. A. G. in Brunn. Hinsicht lich der Ausstattung von Promenadenfächern bestehen keinerlei Vorschriften, jedoch dürfte keinesfalls ein Gazefächer, da er die Sonnenstrahlen hindurchläßt, geeignet sein.

Wäsche, Garderobe und Schrank. A. O. in O. Man thut stets besser, zum Auffärben von Gegenständen sich an einen Färber zu wenden, denn es gehört dazu sowohl Bekanntschaft mit den Farbmaterialeen, als Übung in der Handhabung des Färbens.

Kosmetik und Gesundheitspflege. Abonnentin in T. Uns ist Laurents Esprit d'Espagne nicht bekannt. Wir sind bereit, bei Einsendung einer Originalflasche das Mittel auf seine Unschädlichkeit untersuchen zu lassen.

Verschiedenes. N. S. W., Busch. 1) Ein kleines transportables Tafelbrett, das auf zusammengelegtem Gestell ruht, zum Ausserhandstellen von Speisen.

Doppel-Rebus.



Anfragen. (Frage von S. J. in J.) Wo giebt es Geschäfte, die Laubbäge-Arbeiten zum Wiederverkauf annehmen?

Liebes-Barometer.

Mit der Schere geschnitten von A. Corsep.



Stürmisch.



Sehr heitz.



Kälte.



Regen.

Bur gefälligen Beachtung.

Mit dieser Nummer schließt das Quartal. Wir bitten, das Abonnement baldigst (möglichst noch im Monat März) erneuern zu wollen, damit jede Störung im Empfang des 'Bazar' vermieden werde.

Die Administration.

Bur Frühjahrs-Faison.

Wir empfehlen allen Putzgeschäften und Modistinnen Die Illustrierte Coiffüre Modenjournal für Putzgeschäfte. 1885. Frühjahrs-Quartal: April-Juni.

Inhalt: Kolorierte Gutfilder (à 6-7 Modelle), Kolorierte Kostümbilder (à 2-3 Figuren), Kolorierte Gutföpfe (3/4 Originalgröße), Tableaus mit Hauben, Lingeries etc. Preis vierteljährlich 3 Mark. Alle 14 Tage eine Nummer. Probe-Nummern und Abonnements bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Die Verlagshandlung, Berlin W., Wilhelmstraße 46/47.